

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

## **Goethe in Berlin und Potsdam**

**Pniower, Otto**

**Berlin, 1925**

**urn:nbn:de:kobv:517-vlib-423**

Goethe

in

Berlin

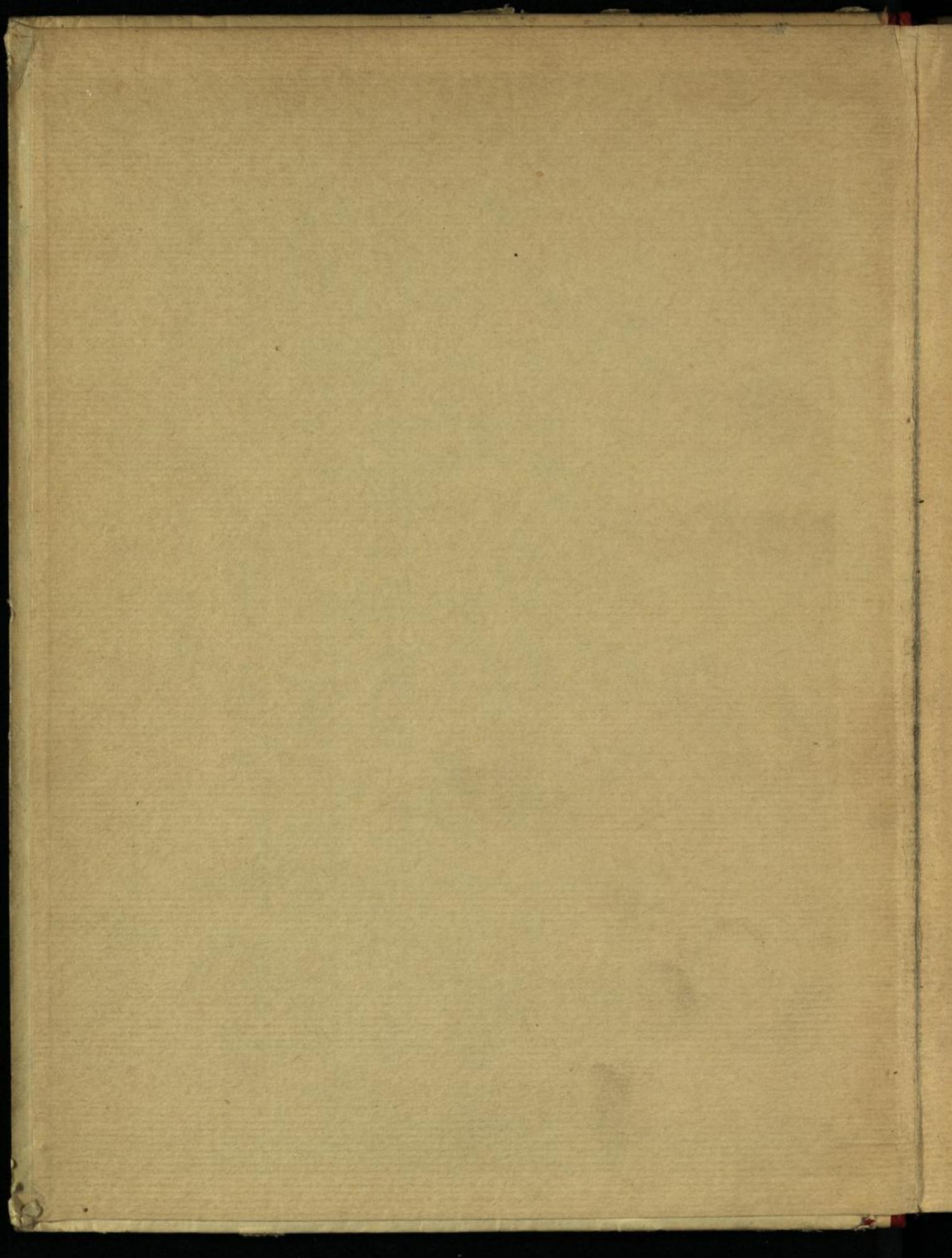
und

Potsdam

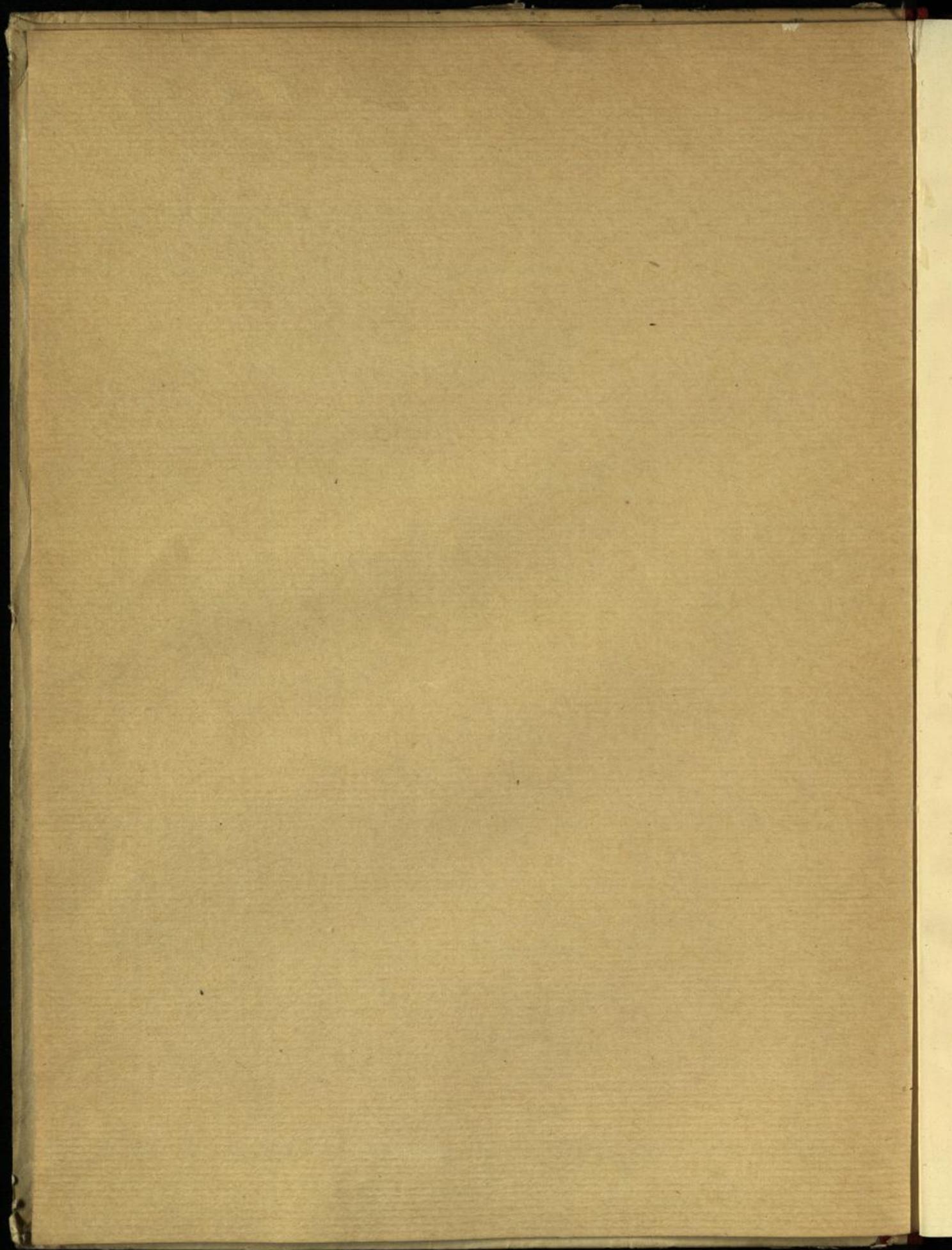


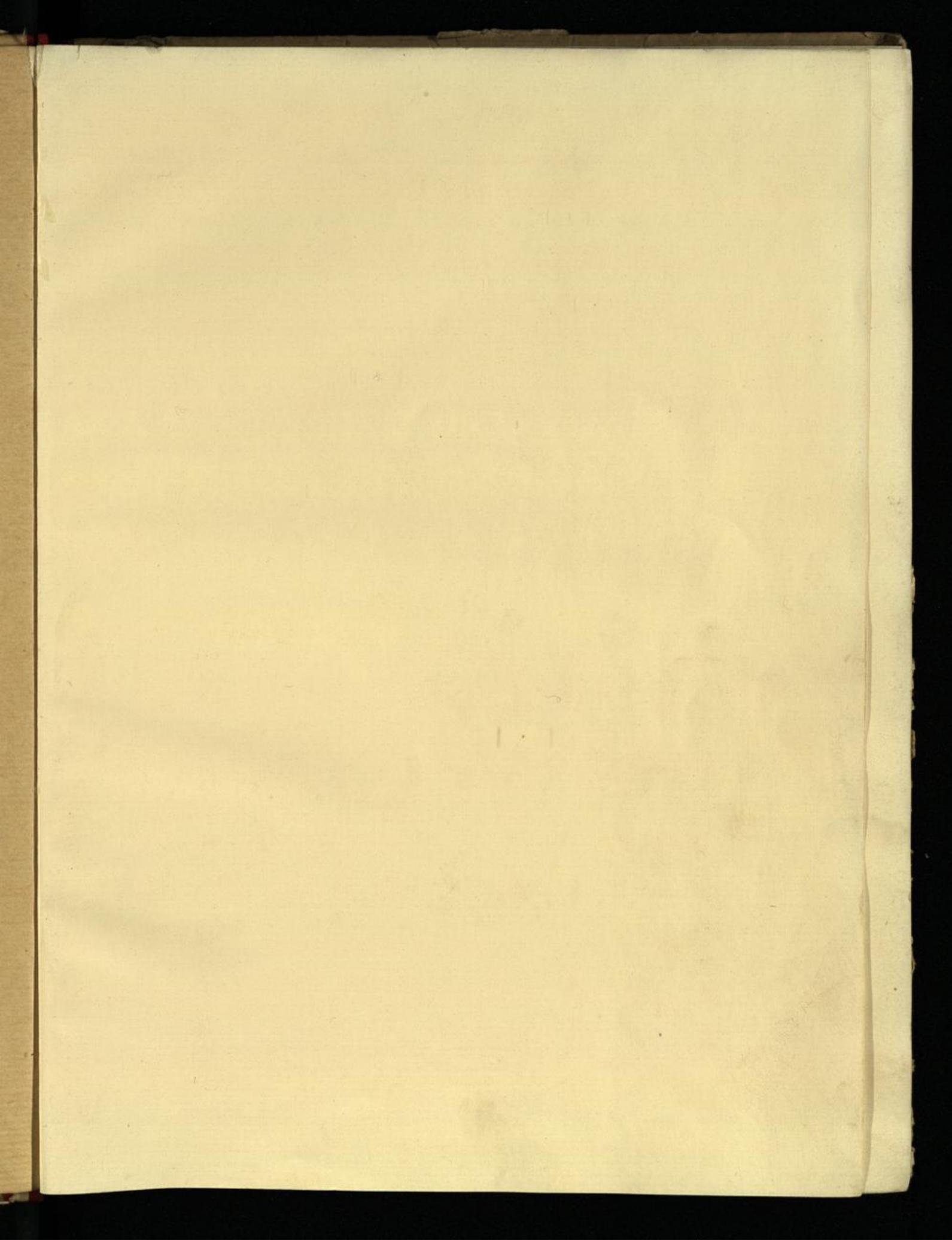
Ind  
1

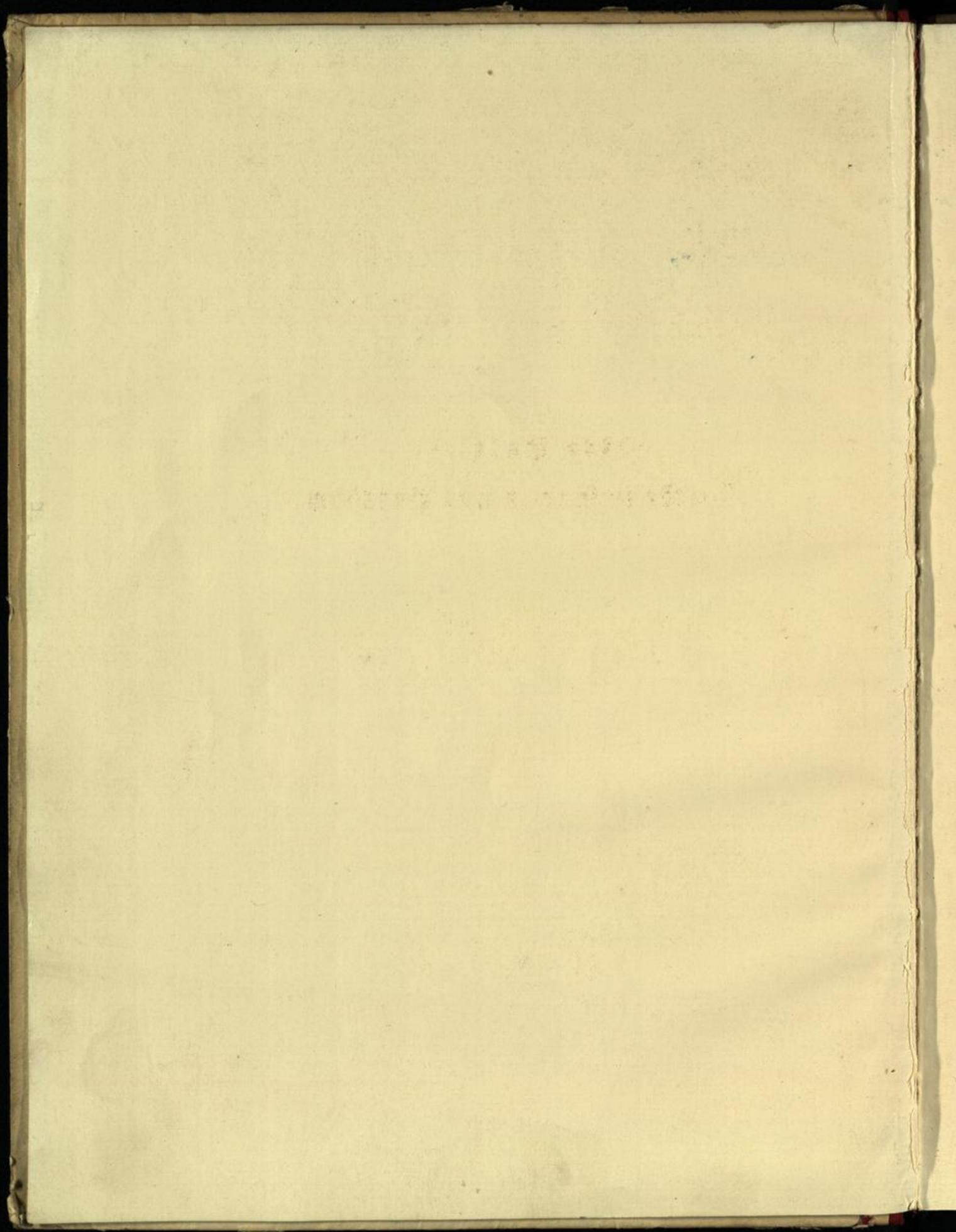
15231



P. III. B. 469.







Otto Pniower  
Goethe in Berlin und Potsdam

THE UNIVERSITY OF CHICAGO  
LIBRARY



\*

Zum 60jährigen Jubiläum  
des  
Vereins für die Geschichte Berlins  
seinen Mitgliedern  
dargeboten

\*

Berlin, Januar 1925

\*



Der Vorstand des Vereins:

Noël	Dr. Kugler	Dr. Lorge	
	Martin	Voigt	
Hasselberg	Golf	Schulz	Suder

Ond  
1

UNIVERSITÄT POTSDAM	
Universitätsbibliothek	
5173165 + Podo	
15231	
( ) - +	2203



1951: 3165

210



D. I. W. GÖTHER

Goethe  
in Berlin und Potsdam

Von

Otto Pniower



1 9 2 5

---

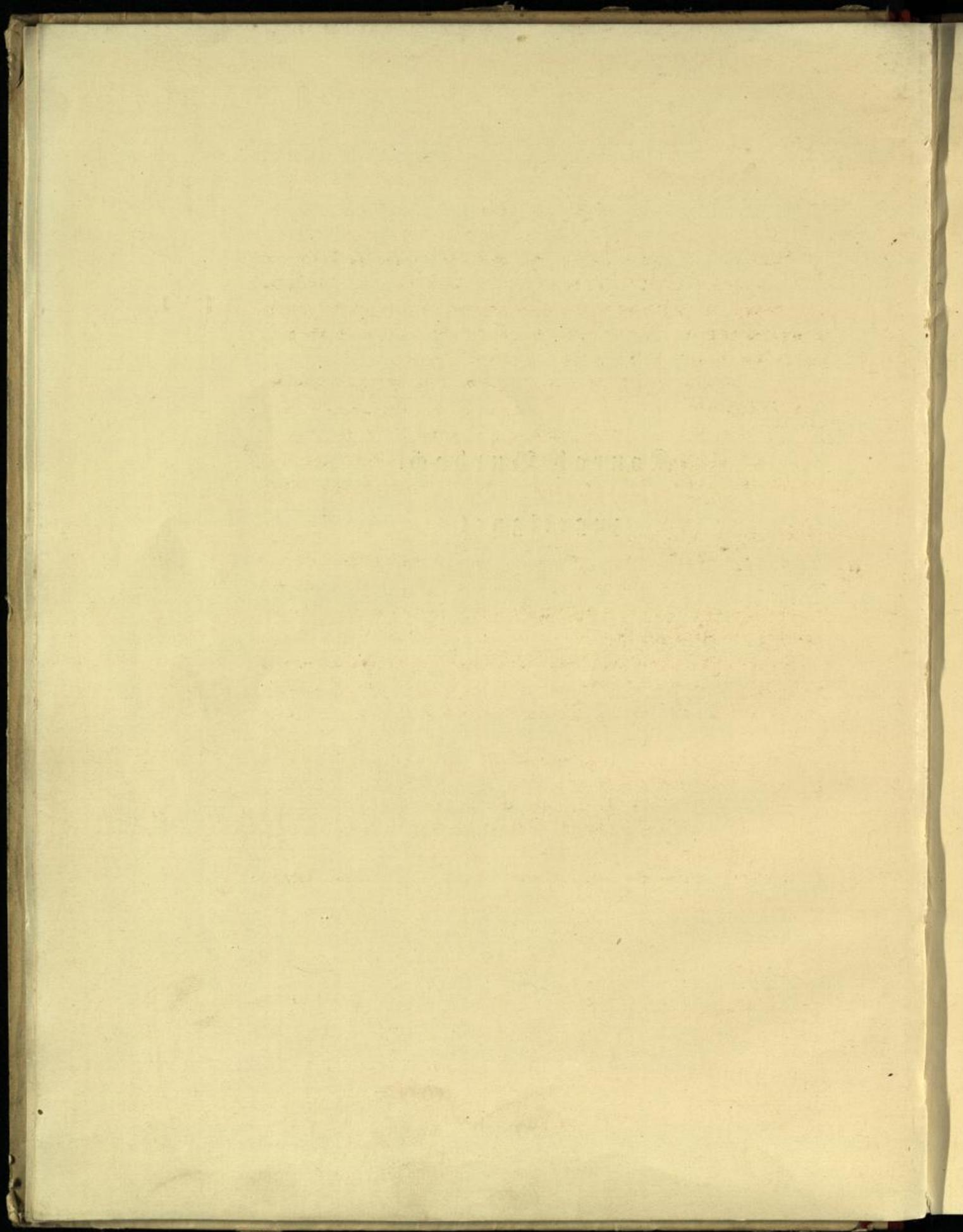
Verein für die Geschichte Berlins

MG 3220

Alle Rechte aus dem Gesetze vom 19. Juni 1901  
sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten.  
Copyright 1925 by E. S. Mittler & Sohn, Berlin.  
Gedruckt bei Ernst Siegfried Mittler und Sohn,  
Buchdruckerei G. m. b. H., Berlin

Konrad Burdach

zugeeignet



## Vorwort

Goethes „panoramic ability“ war auch das Thema des Vorwortes nicht entgangen. Er äußert sich zweimal über seinen Wert: das eine Mal, in Dichtung und Wahrheit, freilich so drastisch, daß man sich auf ihn zu berufen nicht wagen darf, ohne die Gunst des Lesers aufs Spiel zu setzen. Um sie aber will ja gerade die Vorrede werben.

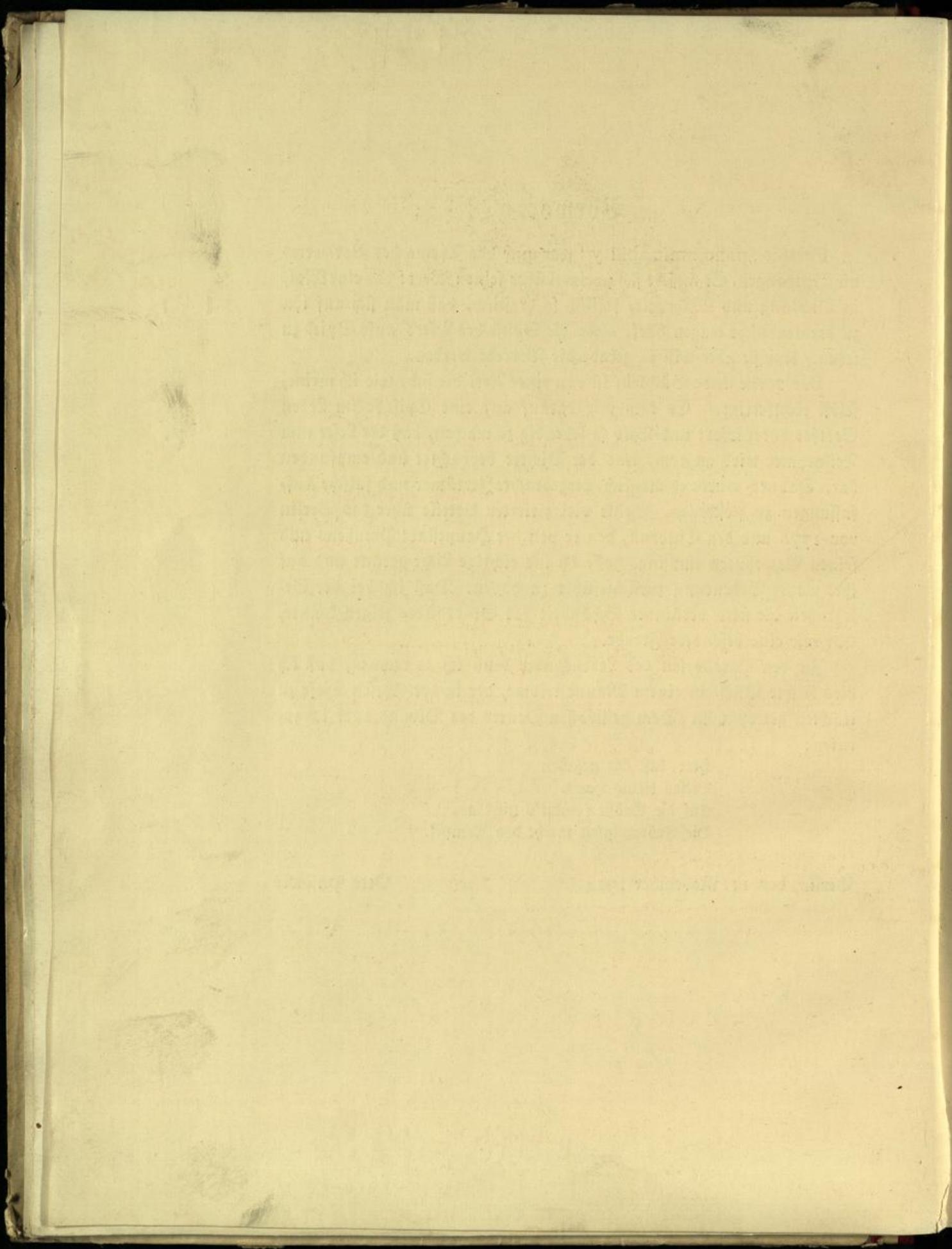
Das vorliegende Büchlein ist von einer Art, die sich, wie ich meine, selbst rechtfertigt. Es kam mir darauf an, eine Episode im Leben Goethes durch Wort und Bild so lebendig zu machen, daß der Leser zum Teilnehmer wird an dem, was der Dichter beobachtet und empfunden hat. Dadurch wurde es möglich, hergebrachte Irrtümer und falsche Auffassungen zu zerstreuen. Seine viel zitierten Urteile über das Berlin von 1778 und den Eindruck, den er von der Hauptstadt Preußens und seinen Bewohnern empfing, hoffe ich ins richtige Licht gerückt und auf ihre wahre Bedeutung zurückgeführt zu haben. Daß ich bei der Gelegenheit die stets verkannte Schönheit des Stadtbildes zeigen konnte, war mir eine besondere Freude.

Zu den Paradoxien des Lebens aber muß ich es rechnen, daß ich dies leichte Büchlein einem Manne widme, der in der Wesen Tiefe zu trachten gewohnt ist. Dem geistvollen Deuter des Divans darf ich zurufen:

Herr, laß Dir gefallen  
Dieses kleine Haus.  
Auf die Größe kommt's nicht an.  
Die Frömmigkeit macht den Tempel.

Berlin, den 11. November 1924.

Otto Pniower





Goethe war nur ein einziges Mal in seinem Leben in Berlin, im Frühling des Jahres 1778.

Die Versuchung, es kennen zu lernen, mochte freilich früh und oft an ihn herantreten sein. Schon im August 1775, als er, um den gespannten Verhältnissen in Frankfurt zu entgehen, mit dem Gedanken einer Reise nach Italien spielte, schreibt er an die in Berlin ansässige Dichterin Anna Luise Karsch: „Vielleicht peitscht mich bald die unsichtbare Geißel der Eumeniden wieder aus meinem Vaterland, wahrscheinlich nicht nordwärts, ob ich gleich gern Lot und seine Hausgenossen in euerm Sodom einmal grüßen möchte.“ Hier wirkt eine Auffassung über Berlin nach, die dem jungen Studenten Goethe nicht lange nach der Beendigung des Siebenjährigen Krieges in dem der Hauptstadt Preußens abgeneigten Leipzig zuslog. Damals schreibt er einmal (am 13. Oktober 1766) seiner Schwester von einem unerwarteten Zusammentreffen mit einem gleichaltrigen Landsmann, der im Begriffe war, nach Berlin zu reisen: „Er wird dort schon zugestukt werden, und ich befürchte, vielleicht nur zu sehr. Denn ich glaube, es ist jeko in ganz Europa kein so gottloser Ort als die Residenz des Königs in Preußen.“ Viele, viele Jahre später, als Karl Friedrich Zelter seine diplomatische Vertretung in Preußens Hauptstadt übernommen und sich dort eine, wenn auch kleine, ihn verehrende Gemeinde gebildet hatte, wurde Goethe oft ermuntert, ihr einen Besuch abzustatten. Er widerstand allen Anmutungen und begnügte sich, im Frühling 1819 seinen Sohn August und dessen Frau zu schicken.

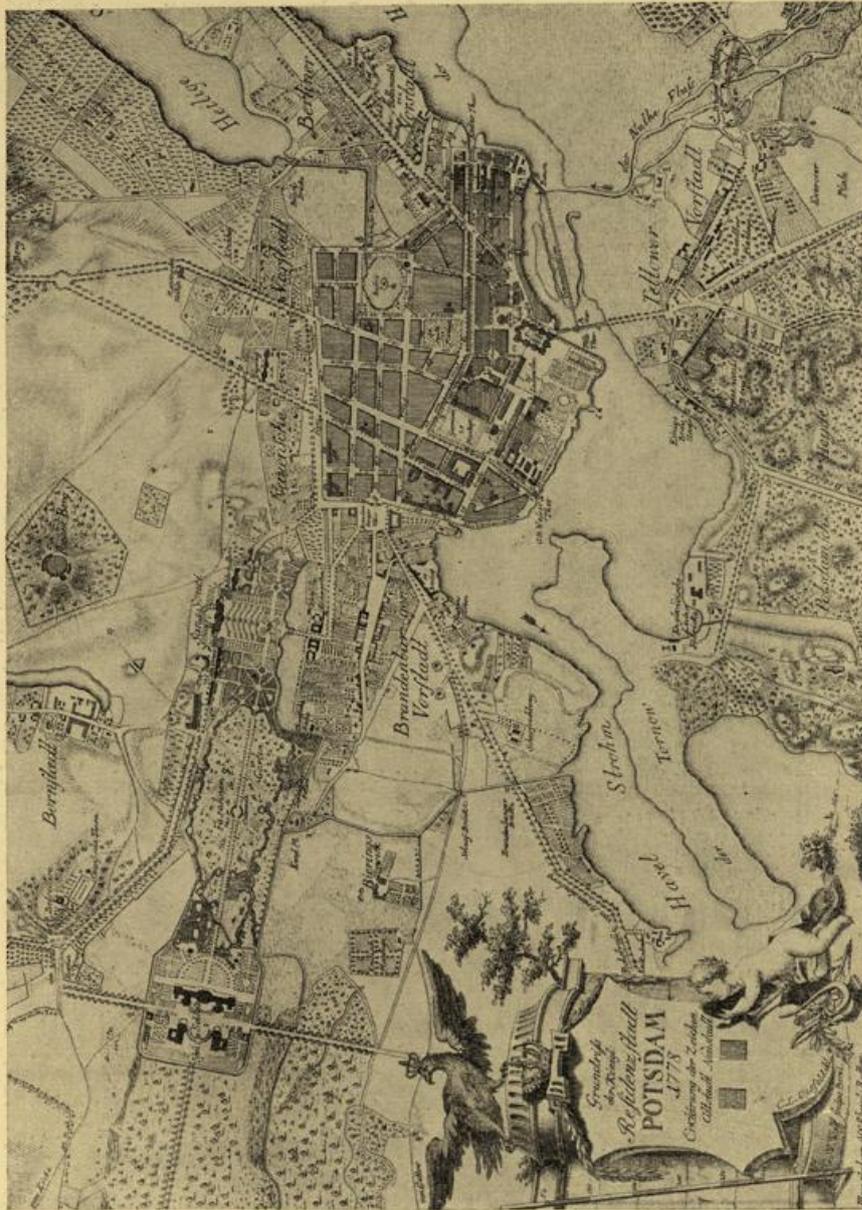
Also nur einmal war Goethe in Berlin. Er war in Begleitung des

Herzogs Karl August hingereist, den die politische Lage veranlaßt hatte, sich dahin zu begeben.

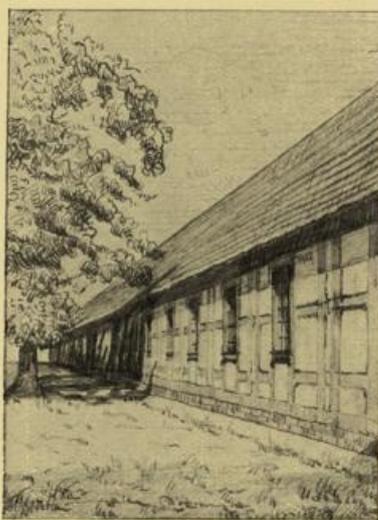
Am Ende des Jahres 1777 war der Kurfürst Maximilian Joseph von Bayern gestorben. Seinen Thronfolger Karl Theodor von Pfalz-Sulzbach hatte Osterreich gezwungen, ihm die Oberpfalz und Bayern abzutreten. Friedrich der Große war entschlossen, diese Maßnahme nicht zuzulassen. Er begann zu rüsten. Anfang März des Jahres 1778 wurden die Beurlaubten einberufen, am 18. März ergingen die Befehle zur Mobilmachung. In Weimar war man über diese Vorgänge nicht wenig beunruhigt. Nach den Erfahrungen im Siebenjährigen Kriege wußte man, daß bei einem Kampf zwischen Preußen und Osterreich der thüringische Staat nicht unbehelligt bleiben würde. An demselben Tage, an dem Friedrich mobilmachen ließ, schrieb Goethe an seinen Freund Merck: „Jetzt macht uns der eindringende Krieg ein ander Wesen, da unser Kahn auch zwischen den Orlogschiffen gequetscht werden wird. Gott sei Dank, ich hab' schönen Mut und freies Leben.“ Am 27. März notiert er in sein Tagebuch: „Karl August war viel in militärischen Gedanken.“ Anfang April: „Unruhe des Herzogs. Erwachend Kriegsgefühl. A tempo Brief des Fürsten von Dessau.“

Unter diesen Umständen mußte es für Karl August von Wert sein, sich an maßgebender Stelle Klarheit darüber zu verschaffen, ob der Krieg unvermeidlich sei und ob, wenn es der Fall sei, es für ihn angebracht wäre, sich, wie es Sachsen schon getan hatte, auf die Seite Preußens zu schlagen oder richtiger, neutral zu bleiben, und was dann sein Land zu erwarten hätte. Und gewiß für noch manche andre Eventualitäten, die sich aus der Situation ergaben, war in Berlin am ehesten Rat zu finden.

Über diese Reise besitzen wir zunächst ein kurzes Tagebuch von Goethes Hand, das in knappen Stichworten über das, was er sah, tat und erlebte, Auskunft gibt. Dies ist die Hauptquelle, wenn wir versuchen wollen, uns jene Tage zu vergegenwärtigen, die in seinem großen Dasein nicht ohne Bedeutung geblieben sein können. Dazu kommen einige Stellen aus eigenen Briefen aus dieser Zeit oder der kurz darauf folgenden, in denen



Plan von Potsdam



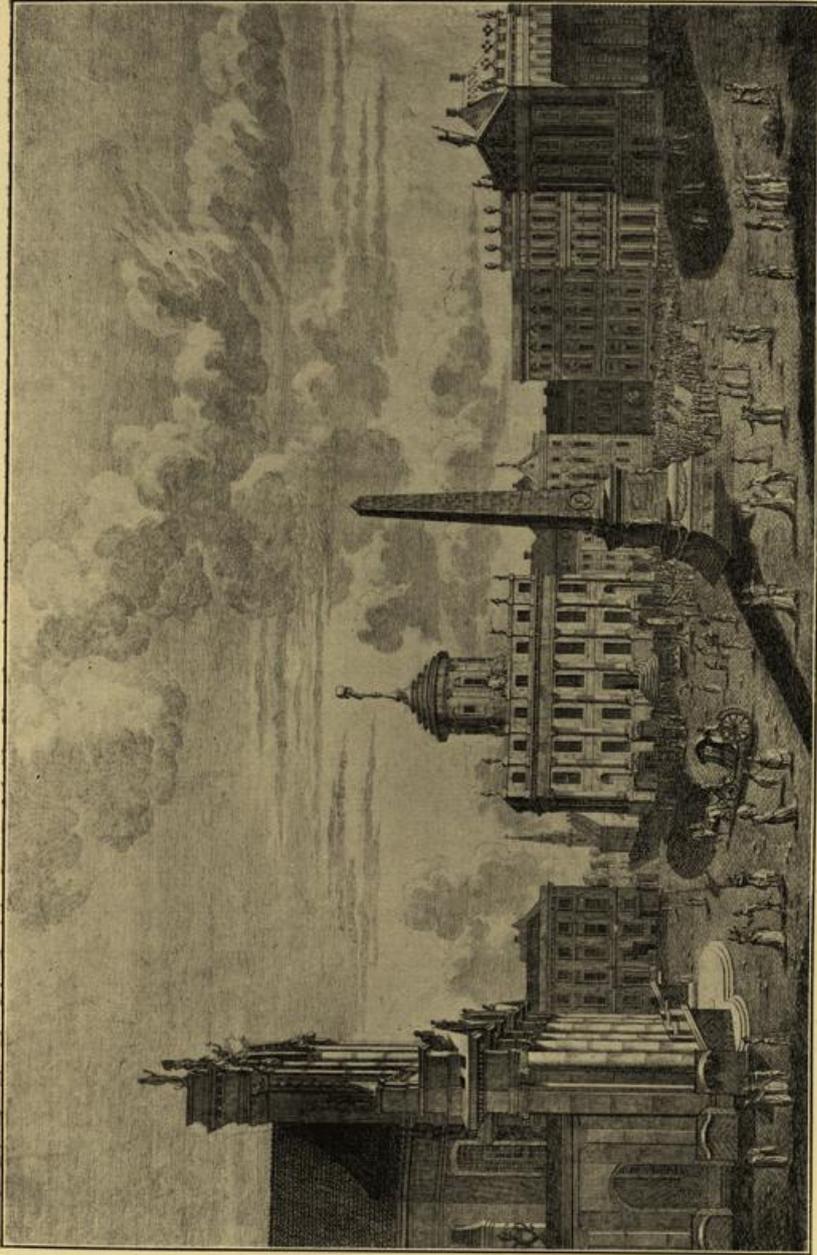
Der lange Stall

wir seine Eindrücke unmittelbar wiedergegeben finden. Endlich Äußerungen von Zeitgenossen, mit denen er in jenen Tagen sprach oder die ihn beobachteten. Es ist im ganzen ein bescheidenes Material, da von den vielen Persönlichkeiten, die der Dichter des „Werther“ in Berlin und Potsdam besuchte, auffallenderweise nur zwei, und leider keine sehr gewichtigen, nähere Mitteilungen über ihn machen.

Gleichwohl kann es gelingen, sich ein deutliches Bild von dem, was Goethe in sich aufnahm, zu verschaffen, wenn wir das damalige Berlin und

das damalige Potsdam vor uns erstehn lassen. Dem sollen einmal die dem Text beigegebenen Illustrationen dienen. Es bietet sich aber auch ein weiteres Hilfsmittel.

Friedrich Nicolai, Goethes geschworener Feind, hatte bei all seinem Unverständnis für die Literatur und die Philosophie, die über ihn hinausgeschritten waren, immerhin Verdienste. Sein größtes ist, daß er ein starkes Interesse an der Geschichte Berlins nahm. Er gab eine auf gründlichen Studien beruhende Beschreibung seiner Vaterstadt und des benachbarten Potsdam heraus, von der drei Ausgaben 1769, 1779 und 1786 erschienen. Von diesen weisen die beiden letzten gegenüber der ersten erhebliche Erweiterungen auf. Alle drei sind heute für den, der das Werden Berlins erkennen will, trotz manchen Unrichtigkeiten von der größten Wichtigkeit, ja unentbehrlich. Die zweite bietet uns eine genaue Vorstellung der beiden Städte Berlin und Potsdam, wie sie Goethe zu sehen bekam. Ziehen wir sie heran und gesellen einige weitere Literatur zu ihr, so vertieft sich die Anschauung von dem, was sich dem fürstlichen Reisenden und seinem Begleiter darbot.



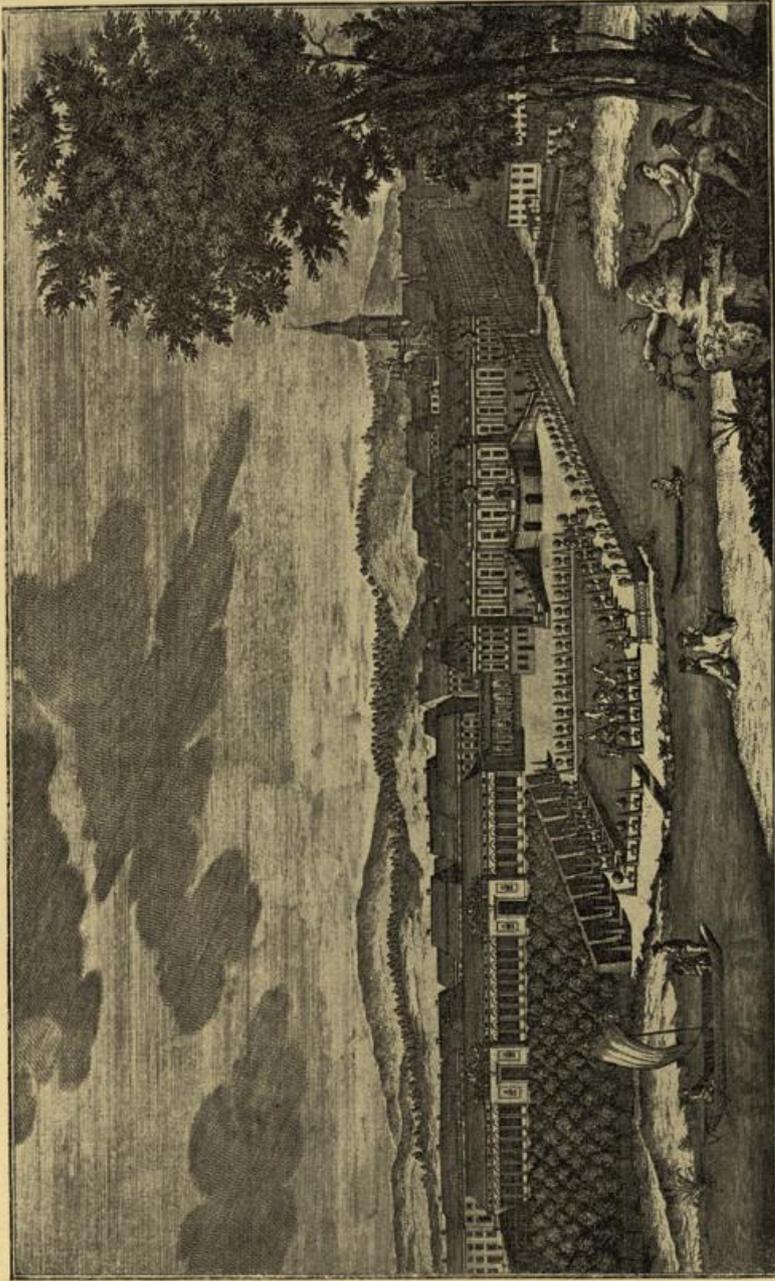
After Markt in Potsdam



Nicolaitirche mit Obelisk und Rathhaus

Am 10. Mai fuhren der Herzog und Goethe zunächst nach Leipzig, wo sie mit dem Fürsten von Anhalt zusammentrafen. Mit ihm war, wie wir sahen, schon im März über die politische Lage korrespondiert worden. Am 13. fuhr man mit ihm nach Dessau zurück. Am folgenden Tage begaben sich Karl August und Goethe von dort über Wörlitz nach Potsdam, wo sie am 15. um 10 Uhr vormittags ankamen.

Nach dem Tagebuch besichtigte Goethe zuerst das an der Plantage in der Nähe der Garnisonkirche gelegene Ererzierhaus, das im Volksmund der Lange Stall genannt wird. Es ist ein schlichter, ganz aus dem Zweck erwachsener Fachwerkbau, den Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1734 durch den Baumeister Bayette errichten ließ. Ursprünglich — und so sah ihn noch Goethe — entbehrte er jedes Schmuckes. Heute zeigt der südliche Eingang eine wirkungsvolle Architektur: ein Giebelgebälk mit Bildsäulen des Mars, der Minerva und des Herkules neben Reliefdarstellungen aus dem antiken Soldatenleben. Dieser vorgelegte Kopfbau wurde jedoch erst im Jahre 1781 nach Entwürfen



Stadtschloß und Markfall



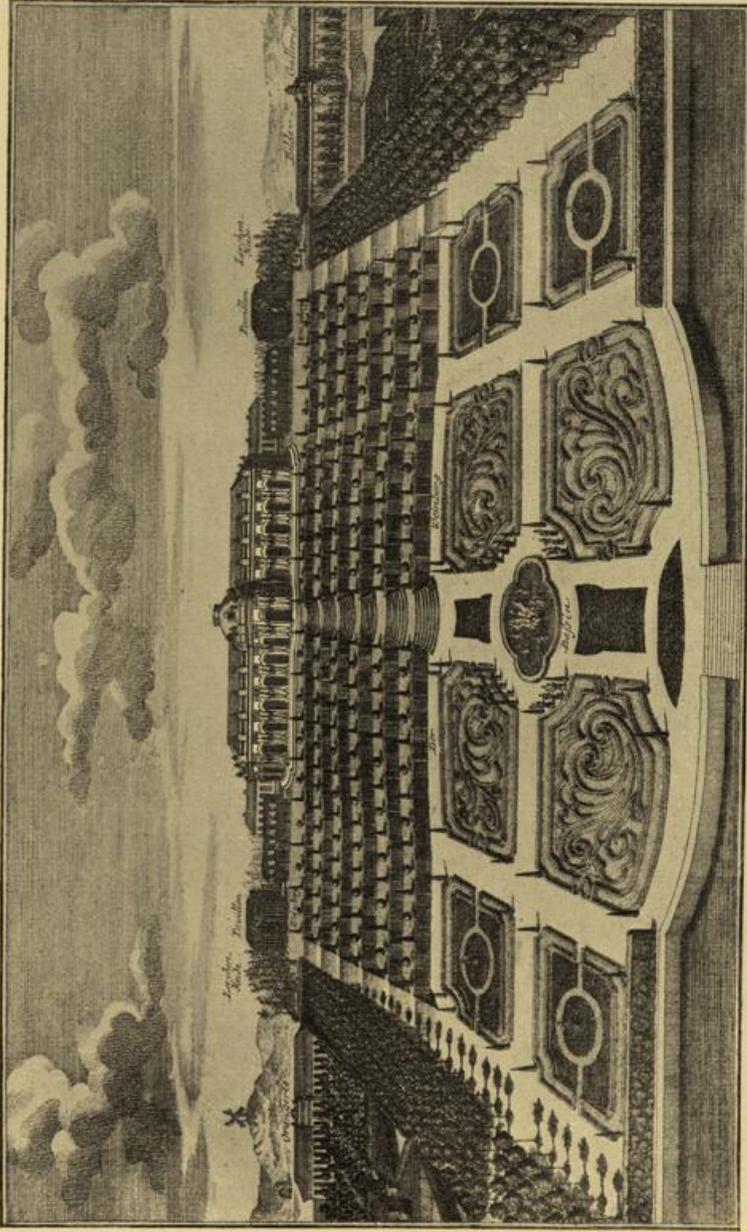
Das Militär-Waisenhaus

G. Ch. Ungers ausgeführt, der dabei bewährten Vorbildern des Barocks, wie sie besonders das Berliner Zeughaus bot, folgte.

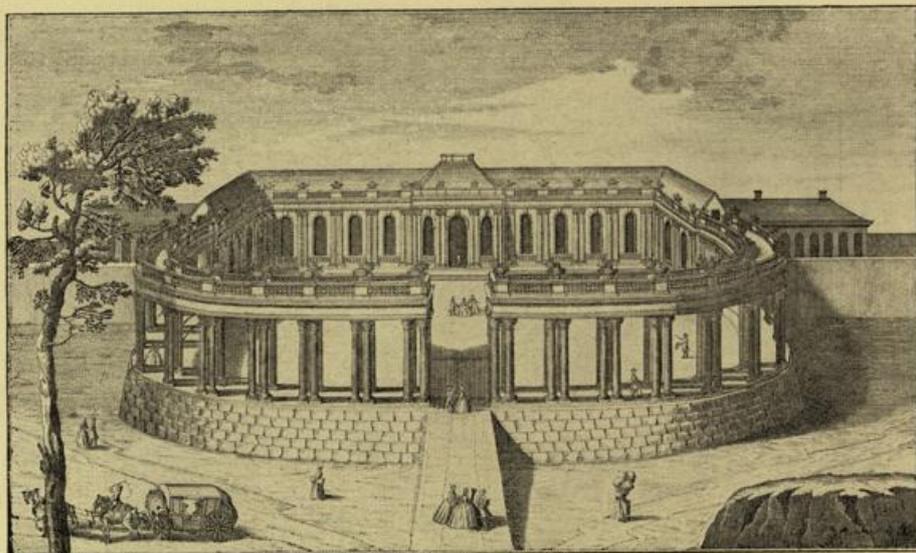
In nächster Nähe davon erhebt sich eine ansehnliche, an vier Straßen, der Linden-, Breiten-, Waisen- und Spornstraße, gelegene Häusergruppe: das Militär-Waisenhaus. Der schöne von Karl v. Gontard errichtete Bau mit seinen streng gegliederten Fronten, den beiden reich verzierten, durch Giebel mit plastischem Schmuck betonten Mittelrisaliten in der Linden- und Breitenstraße, dem Säulenfranz und der Kuppel über dem Haupteingang muß

Goethes Blick auf sich gezogen haben. Vor kurzem erst war er vollendet worden. Zwar hatte schon im Jahre 1724 Friedrich Wilhelm I. an dieser Stelle für die verwaisten Knaben seiner geliebten Soldaten ein Heim geschaffen, das aber nur ein bescheidener Fachwerkbau war. Statt seiner ließ Friedrich der Große von 1771—77 diese massiven Gebäude errichten, die sich außer durch ihre stattlichen Dimensionen auch durch eine ungewöhnlich gelungene Architektur auszeichnen. Sicherlich betrat Goethe auch das Innere dieses zu monumentaler Würde gesteigerten Ausbaues und sah das ebenso originelle wie reizvolle von der Kuppel mit der Figur der Caritas gekrönte Treppenhaus.

Von hier aus begab er sich zum Lustgarten und besah den „Stall“. Gemeint ist der an die Westseite des Stadtschlusses grenzende Stall für Reitpferde, kurz Marstall genannt. Das Gebäude, im Jahre 1675 von A. Nering errichtet, war ursprünglich eine Orangerie, also ein Haus für die Überwinterung von Orangebäumen. Friedrich Wilhelm I. ließ



Schloß und Garten von Sanssouci



Schloß Sanssouci (Rückseite)

es in einen Reitstall umwandeln. 1746 wurde es von Knobelsdorff und Krüger umgebaut. Der Front am Paradeplatz sowie am Eingange wurden Risalite vorgelegt, Portalbauten in barockem Geschmack, die mit Säulen und bewegten Pferdegruppen aus Sandstein verziert wurden. Sie sind das Werk J. G. Blumes.

Am Nachmittag begab sich Goethe nach dem Schloß Sanssouci. Mit welchen Gefühlen er diesen Wohnsitz des großen Königs, den er sich nach eigenen Skizzen von Knobelsdorff hatte erbauen lassen, betrat, kann man sich ausmalen. Um so unangenehmer mußte er von dem unfreundlichen Benehmen des Kastellans berührt werden. Im Tagebuch stehen nur die vielsagenden Worte: „Kastellan ein Flegel.“ Man muß dabei im Auge haben, daß Karl Augusts Reise unoffiziell war. Er bediente sich, wie wir noch sehen werden, eines Inkognitos. Nun war der König abwesend. Er hatte sich bereits am 6. April zu dem Hauptheere begeben, das in Schlesien zusammengezogen wurde. Seine Abwesenheit wollten sich die Reisenden zunutze machen und äußerten den Wunsch, das Innere



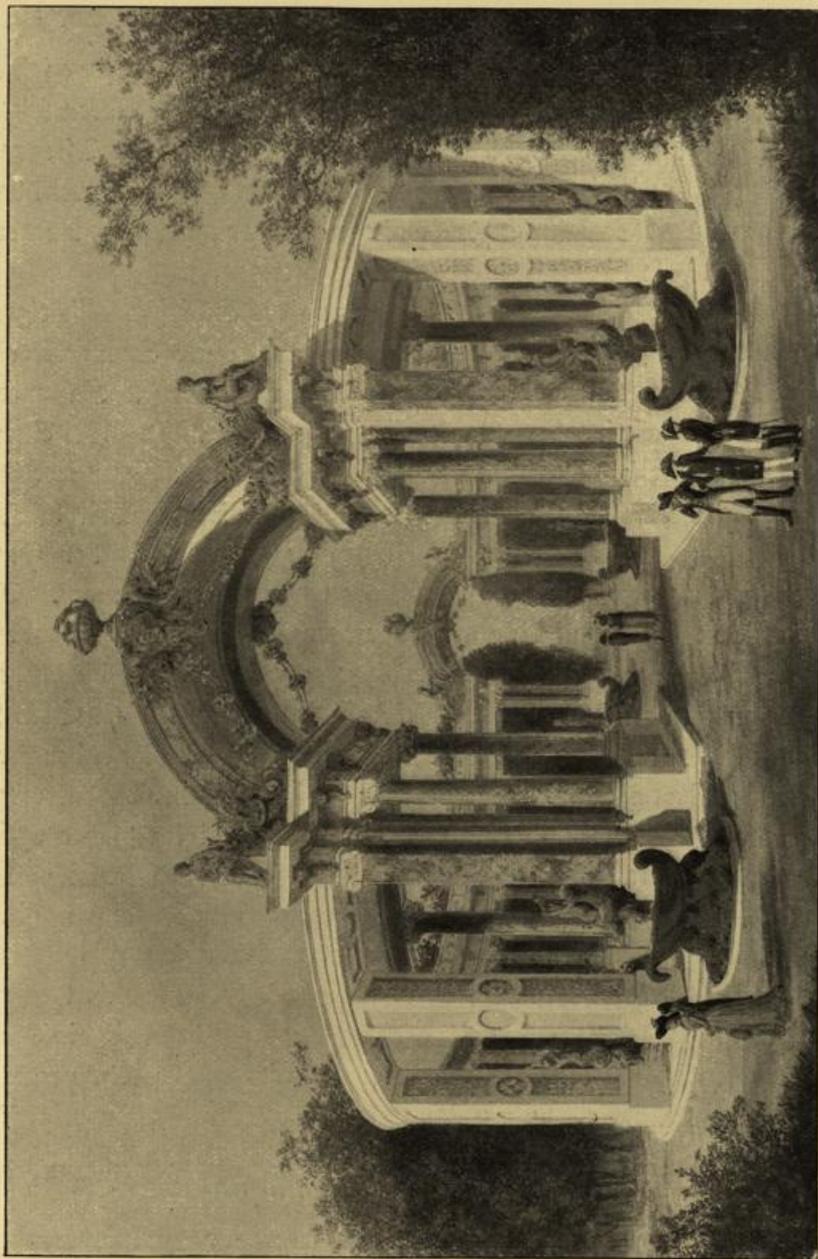
Die kleine Galerie im Schloß Sanssouci



Das Bibliothekszimmer im Schloß Sanssouci

zu besichtigen. Dabei werden sie beim Kastellan auf Schwierigkeiten gestoßen sein. Sie wurden jedoch überwunden.

X In einem einige Monate nach der Reise an Merck gerichteten Briefe, den wir weiter unten kennenlernen werden, spricht Goethe davon, daß er des Königs Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien und zerrissene Vorhänge gesehen habe. Mit den Affen und Papageien spielt er auf das sogenannte Voltaire-Zimmer im Schlosse an, dessen Wände mit diesen Tieren bemalt sind. Und die zerrissenen Vorhänge kann er nur in einem



Die Marmorcolonnade im Park von Sanssouci

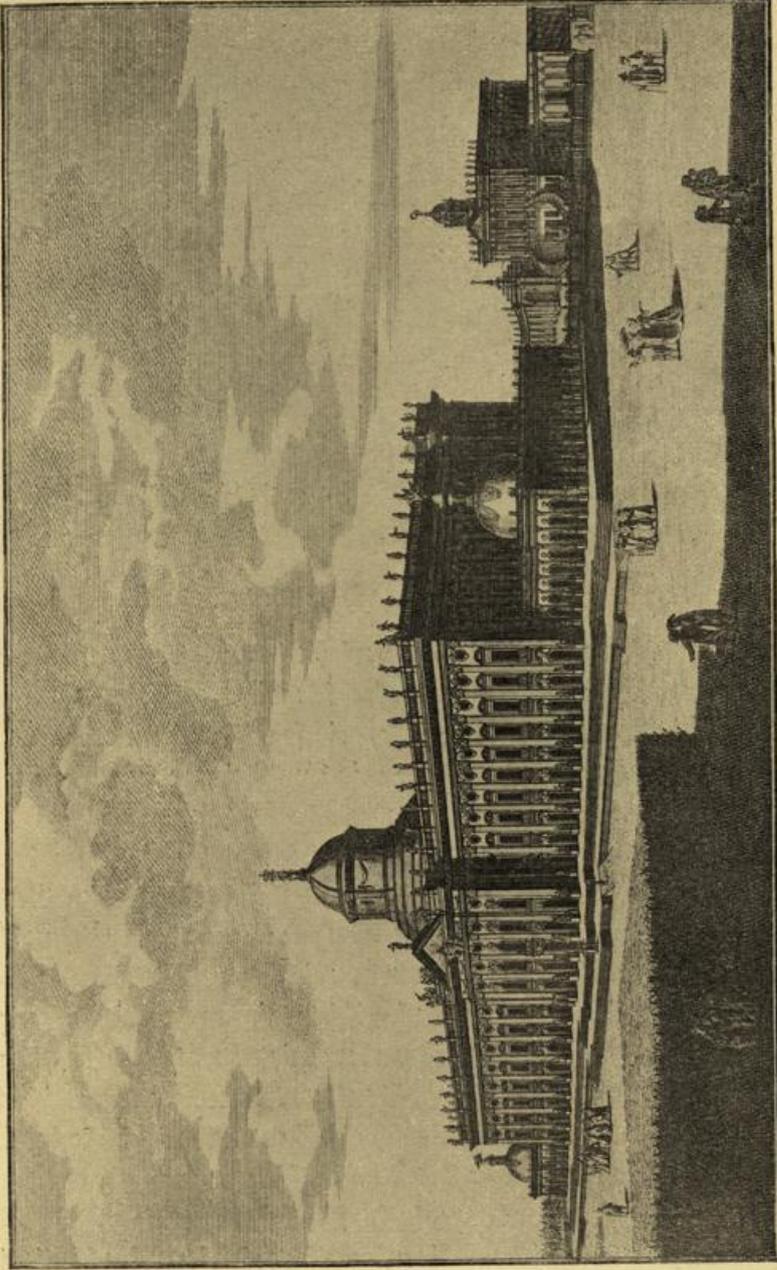
von dem König selbst bewohnten Raum, etwa im Schlafzimmer, gesehen haben. Man weiß, daß Friedrich der Große in den letzten Jahren seines Lebens den Sinn für eine schöne und reinliche Umgebung verloren hatte. Er, der in der Jugend auf eine elegante Toilette hielt, trug im Alter zer-rissene oder gestickte Kleider. So mochte er auch nicht gestattet haben, daß schadhafft gewordene Vorhänge erneuert oder auch nur ausgebessert wurden.

Goethe hat also das Innere des Palais betreten.

Ob er auch jetzt schon die nähere Umgebung des Schlosses besichtigte: die vor wenigen Jahren erst (1771—75) aus einer Orangerie als Gegenstück zu den von G. Ch. Unger erbauten Neuen Kammern errichtete Bildergalerie, den Park u. a. wissen wir nicht. Bei einem zweiten Aufenthalt in der Stadt geschah es, wie wir noch sehen werden.

Im Tagebuch folgt das Wort „Engelköpfe usw.“. Wir dürfen daraus schließen, daß er nach der Besichtigung Sanssoucis den Park nach Westen durchschritt und zum „Neuen Palais“ gelangte. An seiner Fassade werden ihm die zu groß geratenen, stark grimassierenden, mit breiten Flügeln versehenen Engelköpfe aufgefallen sein, die an den kleinen Rundfenstern des obersten Geschosses aller Fronten als Schlußsteine angebracht sind. Auf dem Wege dahin müssen die Reisenden jene kreisförmige Marmor Kolonnade durchschritten haben, die halbwegs zwischen diesem Palais und dem Schlosse Sanssouci im Jahre 1762 nach langer Bauzeit errichtet worden war und schon ein Menschenalter später dem Geschmack einer anders gearteten Zeit zum Opfer fiel. Entworfen hatte sie Knobelsdorff als ein rechtes farbenfreudiges Prunkstück. Die Säulen und Pfeiler waren von rotem, die Gesimse von weißem Marmor. Eine Fülle vergoldeter Vasen und Figuren belebten die Bauteile. Wasser sollte sich heruntergießen. Die Kolonnade war nämlich als Wasserkunst gedacht. Nur gelang es, wie man weiß, so wenig, für diese Säulenhalle wie für die große Fontäne die zur Bewässerung erforderliche maschinelle Anlage ins Werk zu setzen.

Die Gesamtanlage der Bauten, die man „Neues Palais“ nennt, kann trotz manchen Mängeln, die besonders dem Hauptgebäude anhaften,



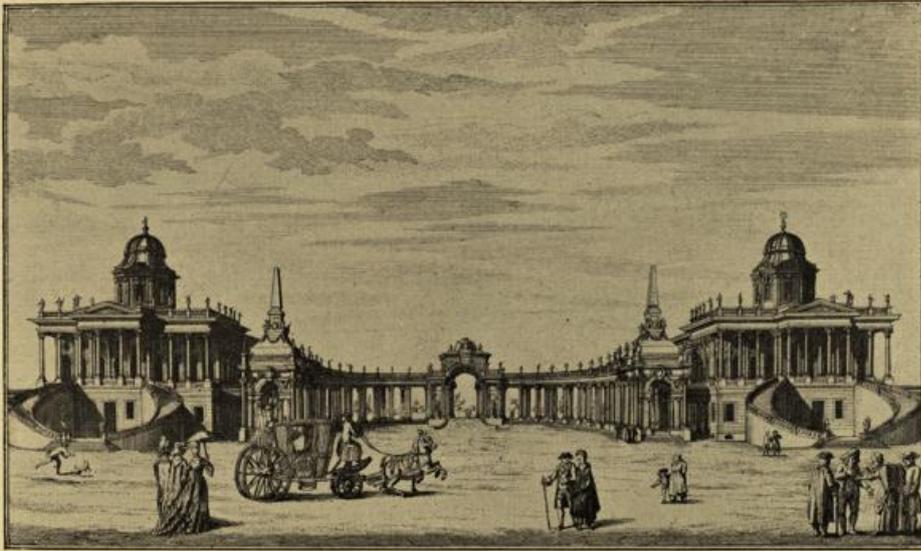
Das Neue Palais (Potsdam)



Das Neue Palais (Westseite)

des Eindrucks auf den Dichter nicht verfehlt haben. Namentlich werden die diesem gegenüber gelegenen Häuser für die Kavaliere, die Dienerschaft, die Wirtschaft und die Küche, die sogenannten Communs, vor allem Gontards herrliche Kolonnade mit dem Triumphbogen, seine Bewunderung erweckt haben.

Das Äußere des Bauwerks bot sich damals viel farbiger dar als gegenwärtig. Zu dem tiefen Rot der Mauerflächen und dem Gelb der Haussteingliederungen kam die reiche Vergoldung an dem Schmuckwerk seiner grünen Kuppeln. An den etwas reichlich vorhandenen, leider zu eilig und massenweise hergestellten plastischen Figuren arbeitete übrigens, wenn auch nur vorübergehend, Alexander Trippel mit, den Goethe neun Jahre später in Rom traf und schätzen lernte. Wie man weiß, schuf dieser Künstler damals eine apollinisch gehaltene Marmorbüste des Dichters, die bei vielen nicht nur für das idealste, sondern auch für das wahrste Bildnis Goethes gilt. Der Dargestellte selbst sprach sich nach ihrer Vollendung zurückhaltender, jedenfalls erstaunlich objektiv, beinahe mit einem



Die Commune (Ostseite)

Anflug humoristischer Selbstironie aus. „Gewiß“, schrieb er, „ist die Büste in einem schönen und edlen Stil gearbeitet, und ich habe nichts dagegen, daß die Idee, als hätte ich so ausgesehen, in der Welt bleibt.“

Ob die Reisenden auch das Innere des Schlosses betraten, ist nicht ersichtlich. Die Ausstattung der Räume ist bekanntlich von besonderer Schönheit. Der König hatte sie sich etwas kosten lassen und tüchtige Dekorateurs berufen, die kunstvolle Fußböden und Wandbekleidungen sowie auserlesene Möbel, wie Kommoden, Schreibtische, Standuhren, Eckschränke, herstellten. Auch für gute Gemälde, darunter viele französische, war gesorgt worden.

Noch an demselben Nachmittag um vier Uhr fuhren die Reisenden nach Berlin, wo sie um neun Uhr ankamen.

In welchem Gasthof stiegen sie ab?

In einer Sitzung des Vereins für die Geschichte Berlins im Dezember 1874 wurde festgestellt, daß Goethe in der „Goldenen Sonne“, einem Unter den Linden Nr. 23 gelegenen Hause, logiert habe. Wie das

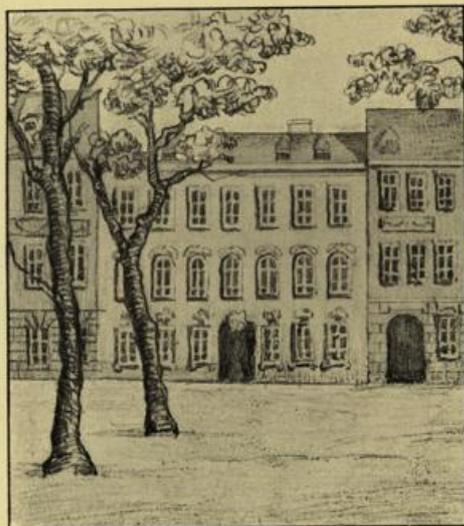


Die Communs (Westseite)

hat ermittelt werden können, vermag ich nicht zu sagen. Heute wäre es nicht mehr möglich. Ubrigens kommt nicht viel darauf an. Trifft es zu, so war es dasselbe Haus — heute befindet sich dort die Passage — das sechsundzwanzig Jahre später Schiller beherbergte, als er der Hauptstadt Preußens einen kurzen Besuch abstattete. Der Gasthof war eben erst eingerichtet worden. Daher kennt ihn der Berliner Adresskalender für das Jahr 1778 noch nicht. Erst in dem des folgenden Jahres wird in dem Verzeichnis der Gasthöfe erster Klasse als letzter „L'Hôtel au Soleil d'or“ oder „Gasthof zur goldenen Sonne“ aufgeführt. Auch in Nicolais Beschreibung fehlt er dort, wo die Wirtshäuser der Stadt aufgezählt werden (S. 728f). Hingegen heißt es bei der Schilderung der Straße Unter den Linden (S. 146): „Die Wirtshäuser die Sonne und der Hirsch linker Hand.“ In dem Hause befand sich später lange Zeit Berlins vornehmstes Restaurant, das Jagorsche. In den Briefen über Preußens Hauptstadt, die Heinrich Heine im Jahre 1822 für den Rheinisch-Westfälischen Anzeiger schrieb, gedenkt er dieser Stätte für



Plan von Berlin



Das Haus Unter den Linden 23

Sachsen Weymarschen Kammerjunkers, Herren von Wedell, und von Ahlefeld, der gleichfalls in Sachsen-Weymarschen Diensten stehende Legationsrath Herr von Gade (so!) sind aus Weymar . . . hier angekommen.“ Dazu ist zu bemerken, daß unter dem Kammerjunker von Ahlefeld Karl August, der inkognito unter diesem Namen reiste, zu verstehn ist. v. Wedel war der Kammerherr und Oberforstmeister, des Herzogs Jugendgespieler, gewöhnlich der „schöne Wedel“ genannt, ein stattlicher Hofmann, trocken und witzig. Goethe schätzte ihn hoch. Fünfviertel Jahre nach dieser Reise schrieb er seiner Mutter über ihn: „Wedel wird ihr sehr behagen. Der ist noch besser als alles, was sie von uns Mannsvolk gesehen hat.“

Richtiger wird die Nachricht in Nr. 61 der zweiten, damals existierenden Berliner Zeitung, der „Berlinischen Nachrichten von Staats- und Gelehrten Sachen“, gewöhnlich Spenersche Zeitung genannt, mitgeteilt. Hier heißt es: „Der Herr Legationsrath Göthe, und die Herren Kammerjunkers von Wedell, und von Ahlefeldt in Sachsen-Weimarschen Diensten, sind aus Weymar . . . allhier angelangt.“

Gourmands. Noch war damals an der Fassade ein Bild der Sonne angebracht. „Eine Sonne steht über dieser Paradieses-pforte“, heißt es bei ihm. „Ein treffendes Symbol.“

In ihrem sechzigsten Stück vom Dienstag, den 19. May 1778 meldete die „Berlinische privilegierte Zeitung“, später und heute noch die Vossische genannt, in ihrem offiziellen Teile folgendes: „Se. Hochfürstl. Durchl. der regierende Fürst von Anhalt-Dessau sind aus Dessau, die Herzogl.

Den Rest des Abends verbrachte man bei dem Prinzen Hans Georg von Anhalt-Dessau, dem jüngeren Bruder des regierenden Fürsten. Er war preussischer Oberst und Kommandeur des in Stettin garnisonierenden Infanterieregiments von Haak Nr. 8. Infolge des drohenden Krieges war er vor einiger Zeit nach Berlin gekommen.





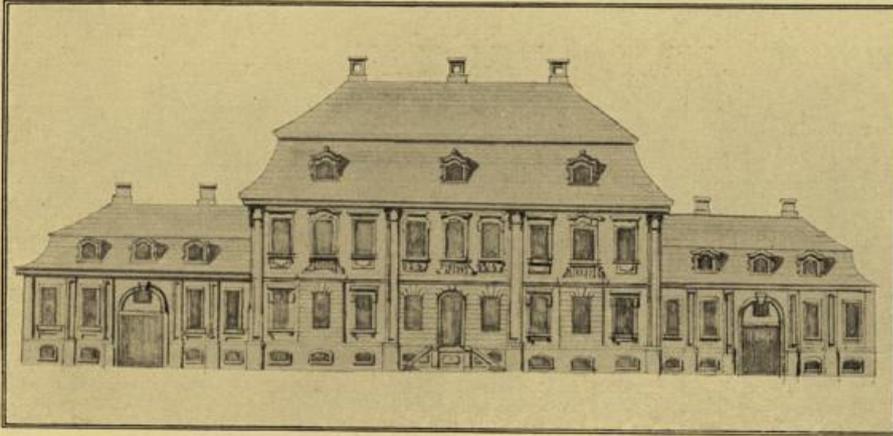
Sonnabend, den 16. Mai.

Das erste, was Goethe am nächsten Morgen besichtigte, war nach dem Tagebuch die Porzellanfabrik. Sie war im Jahre 1751 von Wilhelm Kaspar Wegely gegründet worden, der sie, da er dabei nicht seine Rechnung fand, acht Jahre später dem bekannten patriotischen Kaufmann Johann Ernst Gohlowsky überließ. Dieser verlegte sie in das Haus Leipziger Straße 4. Es ist das Grundstück, auf dem sich von 1867 bis 1894 der Norddeutsche, später Deutsche Reichstag befand. Unter seiner Leitung hob sich die Leistungsfähigkeit der Manufaktur. Ihre Erzeugnisse erreichten sowohl hinsichtlich der Masse wie in der Bemalung und Modellierung ein hohes Niveau, so daß sie mit den meißnischen zu konkurrieren vermochten. Gleichwohl konnte auch er sich nicht lange behaupten. Im Jahre 1763 ging sie in den Besitz des Staates über.



Opernhaus und Hedwigskirche

Von den Gebäuden, die Goethe besichtigte, enthielt das Por-



Porzellan-Manufaktur

derhaus die Niederlage, während sich in den hinteren und Seitenhäusern die Öfen zum Brennen sowie diejenigen Räume befanden, in denen das Porzellan gedreht, geformt und gemalt wurde. Die Manufaktur, um die sich der König persönlich kümmerte, deren Erzeugnisse er ebenso genau prüfte wie die Bilanz, wurde, seitdem sie in den Besitz des Staates übergegangen war, beträchtlich vergrößert. Sie beschäftigte im Jahre 1778 gegen sechshundert Personen. Was von dem Betriebe Goethe und, wenn er dabei war, Karl August zu Gesicht bekamen, wissen wir nicht. Nicolai bemerkt in seiner Beschreibung, daß „die Säle der Maler und Modellierer nur auf besondere Vergünstigung, aber die Öfen und was zur Verfertigung der Masse und Glasur gehört, gar nicht gezeigt werden“. Nun, diese Besucher werden es verstanden haben, sich auch zu den sonst unzugänglichen Räumen Zutritt zu verschaffen.

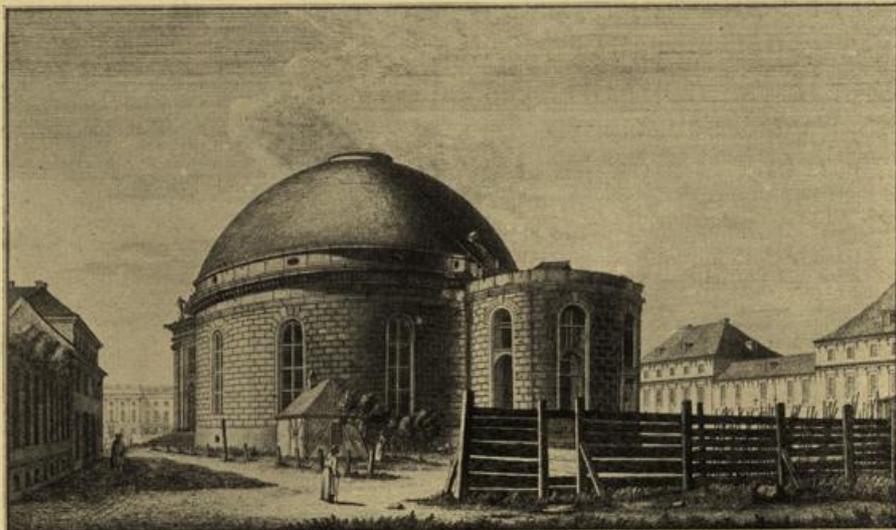
Nach der Porzellanfabrik nennt das Tagebuch das Opernhaus und die katholische Kirche. Die Reisenden begaben sich also von der unteren Leipziger Straße nach dem Eingang der Straße „Unter den Linden“. Der schöne Knobelsdorffsche Bau des Opernhauses wird sicherlich Goethes Gefallen erregt haben. Die in seiner unmittelbaren Nähe gelegene Hedwigskirche wird ihm weniger imponiert haben. Erst vor einigen Jahren war das



Opernhaus mit Hedwigskirche und Opernbrücke

Gotteshaus, dessen Errichtung schon im Jahre 1747 begonnen worden war, der Benutzung übergeben worden. Doch mußte man sich auch jetzt noch mit einer notdürftigen Herstellung begnügen. Es fehlten die von vornherein beabsichtigten Laternen an dem Haupttraum wie an der Kapelle. Das Giebelrelief war unvollendet. Statt des geplanten Kupferdaches war ein bescheidenes, ungegliedertes Ziegeldach angebracht worden. Erst in den Jahren 1886—87 wurde, was damals unterblieb, im wesentlichen nach den ursprünglichen Entwürfen ausgeführt.

Die benachbarte, am Opernhaus gelegene ehemalige Bibliothek, im Volksmund die Kommode genannt, in der sich gegenwärtig Räume für die Universität befinden, wird im Tagebuch nicht erwähnt. Sie war damals gerade im Bau. 1775 war mit ihm begonnen worden. Aber erst im Jahre 1780 konnte das Haus vom König besichtigt werden, und erst



Hedwigskirche und Nachbarschaft

im Jahre 1784 wurde es in volle Benutzung genommen. In seiner Darstellung Berlins von 1779 berichtet Nicolai eingehend über die noch in einem Seitengebäude des Königlichen Schlosses befindliche Bibliothek, beschreibt aber gleichwohl (S. 142) das eigene neue Gebäude schon genau. An einer anderen Stelle des Buches (S. 552) bemerkt er dann: „Seit 1775 ist auf Königl. Befehl für die Bibliothek ein sehr ansehnliches Gebäude auf dem Platz dem Opernhause gegenüber gebauet worden.“ Goethe kann die Schönheit der Gesamtanlage dieses Platzes, die auch Napoleon bei seinem Einzuge in Berlin am 27. Oktober 1806 aufsiel, heute aber leider so gut wie vernichtet ist, nicht entgangen sein.

Den Mittag dieses Tages verbrachte Goethe wieder bei dem Prinzen Hans Georg von Anhalt, am Nachmittage aber machte er Besuche. Der erste galt dem bekannten, tüchtigen Porträtmaler Anton Graff, dem wir treffliche Bildnisse vieler hervorragender Persönlichkeiten seiner Zeit, wie Bodmers, Lessings, Moses Mendelssohns, Schillers u. a., verdanken. Hofmaler in Dresden, unternahm er häufig Kunstreisen nach anderen norddeutschen Städten. Er kam auch nach Berlin, wo sein Schwieger-

vater, der Ästhetiker Johann Georg Sulzer, lebte. Das muß sehr oft geschehen sein. Denn in dem Anhang zu seiner Beschreibung Berlins, worin Nachrichten von Künstlern, die hier tätig waren, zusammengestellt sind, führt ihn Nicolai auf. „Seit 1770“, sagt er hier, „ist er oft einige Monate in Berlin gewesen und hat treffliche Werke von seiner Hand



Anton Graff

hinterlassen.“ Wenn Graff, was anzunehmen nahe liegt, bei seinem Schwiegervater wohnte, so muß ihn Goethe in der Heiligengeiststraße Nr. 7 aufgesucht haben. Dort befand sich das Hintergebäude der Ritterakademie, während die Hauptfront in der Burgstraße lag. In diesem rückwärtigen Gebäude hatten die Lehrer dieses Instituts, worin junge Edelleute erzogen wurden und das als der Vorläufer der späteren preussischen Kriegsakademie zu betrachten ist, ihre Wohnungen. Sulzer gehörte zu ihnen und war zugleich Leiter der Akademie.

Ob sich Goethe, als er seine Schritte zu dem Künstler lenkte, noch erinnerte, was er sechs Jahre vorher in den „Frankfurter Gelehrten An-

zeigen“ in keckem Übermut über ein von Graff gemaltes Bildnis schrieb? In der Nummer 45 dieser Zeitschrift vom 5. Juni 1772 zeigte er Bausens Kupferstich nach Kaspar Richters Porträt von Graff mit folgenden Worten an: „Hell und vornehm gemalt und unbedeutend wie tausend Porträts in den Puzzimmern der Reichen aufgehängt. Wir erkennen



Jacob Wegelin

es mehr für ein Gelegenheits- als Kunstwerk, und da wir nicht wissen, wie's verlangt, wie's bezahlt worden ist, worin freilich dem Künstler viel Entschuldigung liegt, wollen wir ihn nicht tadeln. Nur fallen uns bei der Gelegenheit so viele empfundene Porträts ein, alter und neuer Zeit. Wir trauen Herrn Bausen so viel zu, daß es uns leid tat, wie unsre Erwartungen im Aufrollen vernichtet wurden.“

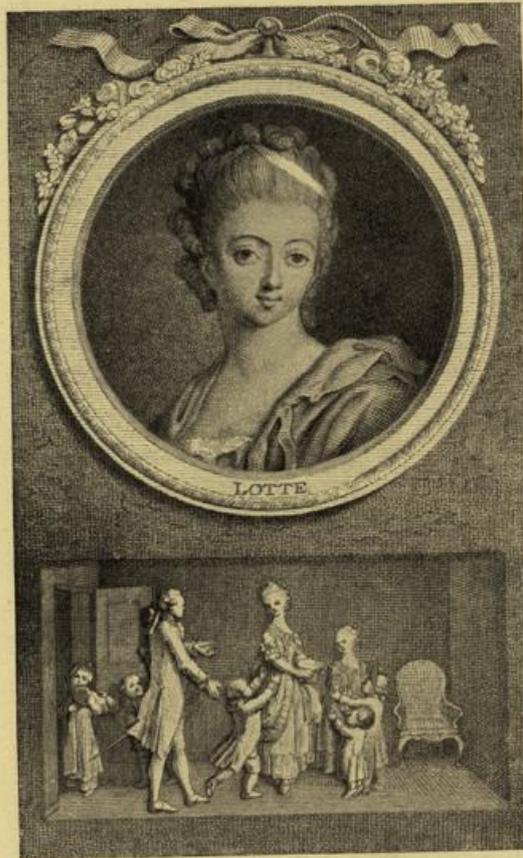
In demselben Hause wie Sulzer wohnte Jacob Wegelin oder Weguelin, wie jener Lehrer an der Ritterakademie, und zwar für Geschichte. Wie Sulzer, durch den er, gleich ihm von Geburt Schweizer, im Jahre 1765 nach Berlin berufen worden war, gehörte er der Akademie

der Wissenschaften an, deren Archivar er war. Wegelin war Historiker mit einem philosophischen Einschlag, ein Mann von umfassender Gelehrsamkeit, der neben universalhistorischen Werken Abhandlungen zur Philosophie der Geschichte schrieb, auch „Briefe über den Wert der Geschichte“ verfaßte. Indem er in diesen Arbeiten Geist und Verständnis zeigte, hat er sich in der Geschichte der Historiographie in Deutschland, eben weil er sich über ihre Prinzipien klar zu werden versuchte, ein Plätzchen erobert. Immerhin kann es auffallen, daß ihn, dessen Arbeiten keine besondere Verbreitung fanden, Goethe aufsuchte. Es kann um so mehr auffallen, als der Dichter bekanntlich den Wert der politischen Geschichte nicht hoch anschlug. Vermutlich tat er es Graff zu Gefallen, der ihn dazu angeregt haben mochte.

Dagegen wird es nicht wundernehmen, daß Daniel Chodowicki zu den wenigen gehörte, denen der Dichter seine Aufwartung machte. Er wiederholte sogar vier Tage später, kurz vor seiner Abreise von Berlin, den Besuch, dieses Mal in Begleitung des Herzogs. Chodowicki bewohnte damals und bis an sein Lebensende ein bescheidenes zweistöckiges Haus in der Behrenstraße Nr. 31. Es stand auf deren Südseite und war das zweite von der Charlottenstraße aus linker Hand, wenn man von den Linden kommt. An dem Gebäude, das gegenwärtig an dieser Stelle steht, ist eine Tafel zu seiner Erinnerung angebracht. Die gegenüberliegende Seite war damals noch unbebaut. Statt der Häuser befand sich dort ein Graben, der sich bis zur Kleinen Mauerstraße hinzog. Hinter ihm lagen Gärten. Er gehörte zu den Befestigungswerken, mit denen der Große Kurfürst seine Residenz zu schützen suchte. Die Straße wurde von den in Berlin ansässigen Franzosen noch rue du fossé genannt. Und so ist auch eine Skizze des Künstlers signiert.

In „Dichtung und Wahrheit“ bekennt Goethe, daß er Chodowicki über die Maßen verehrte. Er berichtet dabei, daß er die Bignette, die von dem Künstler zu der Nicolaischen Gegenschrift zum „Werther“, den „Freuden des jungen Werthers“, gestochen worden war, aus-

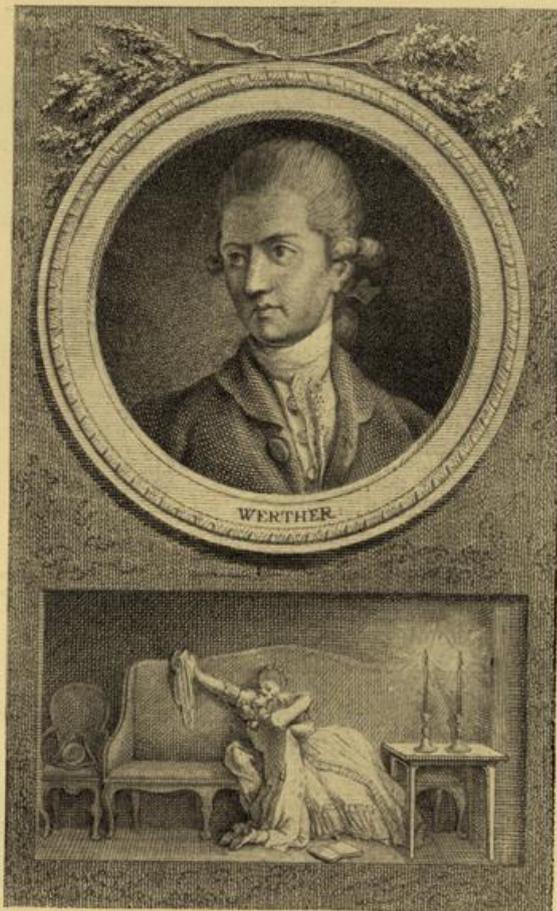




geschnitten und zu seinen liebsten Kupfern gelegt hatte. Dies schrieb Goethe im Alter aus der Erinnerung. Wir besitzen aber auch Zeugnisse der herzlichen Verehrung und Bewunderung, die er für ihn hegte, aus seiner Jugendzeit. So schrieb er am 11. September 1776 burschikos an Anna Luise Karfch: „Und gehn Sie doch einmal zu Chodowiecki und räumen Sie bei ihm auf, was so von alten Abdrücken seiner Sachen herumfährt. Schicken Sie mir's und stehlen ihm etwa eine Zeichnung. Es wird mir wohl, wenn ich ihn nennen höre oder ein Schnitzel Papier finde, worauf er das Zeichen seines

lebhaften Daseins gestempelt hat.“ Dabei wußte Goethe natürlich den Künstler Chodowiecki von dem auf den Erwerb angewiesenen Allerweltsillustrator zu unterscheiden. Seinem Schüßling Krafft schreibt er in einem Brief vom 9. September 1779, in dem er ihm einen anderen ihm anvertrauten Schüßling, Peter Imbaumgarten, ans Herz legt, ewig wahre Worte über den Dualismus der Künstlerexistenz. „Auch der Künstler“, heißt es da, „wird nie bezahlt, sondern der Handwerker. Chodowiecki, der Künstler, den wir bewundern, äße schmale Bissen, aber Chodowiecki, der Handwerker, der die elendesten Sudeleien mit seinen Kupfern illuminiert, wird bezahlt.“

Glücklicherweise hatte aber Chodowiecki nicht bloß Sudeleien zu illustrieren. Es ist bekannt, daß er den ihm gemäßen Stil erst fand, als er auf den glücklichen Gedanken kam, für den Berliner Genealogischen Kalender auf das Jahr 1770 zwölf Szenen aus Lessings „Minna von Barnhelm“ darzustellen. Hier ist er ganz Künstler. Nicht weniger, als er es unternahm, Goethes dichterische Träume auf seine Art zu deuten. Als der Dichter ihm vor Augen trat, hatte er schon zu manchen seiner Werke Radierungen und Zeichnungen geliefert. So für die 1776 in Maastricht er-



schienene französische Übersetzung des „Werther“ von Deyverdun zwei Titelwignetten: Lotte im Ballanzuge für ihre sechs Geschwister Brot schneidend und Werther auf dem Totenbette. Die erste nennt Engelmann, dem wir ein mustergültig exaktes Verzeichnis sämtlicher Radierungen des Meisters verdanken, mit Recht eines seiner reizendsten Blätter. Gerade dem „Werther“ wandte sich Chodowiecki wieder und wieder zu. Bekannt sind die Porträte des unglücklich Liebenden und Lottens, unter denen Hauptszenen des Romans in kleinstem Format reliefartig wiedergegeben sind. Es sind Beigaben zu der leider unrecht-

mäßigen, zuerst 1775 erschienenen Ausgabe, die der Berliner Buchhändler Homburg von Goethes Werken veranstaltet hatte. Diese Blätter sind nicht von Chodowiecki selbst radiert. Nur die Zeichnungen sind von seiner Hand. Gestochen wurden sie von Daniel Berger. Außer für den „Werther“ schuf er noch Illustrationen zu „Erwin und Elmire“, zum „Clavigo“, zur „Klaudine von Villa Bella“ und zur „Stella“. Auch bei diesen erscheint er nur als Zeichner. Für die Elmire porträtierte er die Berliner Schauspielerin Huber, die Darstellerin dieser Gestalt in dem von André komponierten Singspiel. Von dieser Zeichnung gibt uns die Karfchin in einem Brief an Goethe vom 4. September 1774 eine enthusiastische Schilderung. Sie schreibt: „Viele Freude hatte ich vor zwölf Tagen über ein gemaltes Mädchen, von dessen Original Ihr Genie Vater gewesen ist. Ich ging zum Zeichner Chodowiecki. Ich bat ihn um eine Elmire in kleinem Format, in himmlischen Farben, leichtem Gewande, mit fliegendem Haar und entzückten Augen. Ich kam Tages darauf wieder hin und fand das Mädchen, wie Du sie gedacht hast, wie sie vom Berg herabgeflogen kommt, ihre Arme ausbreitet und singt: er ist nicht weit! Guter, schöpferischer Goethe, wärest Du hier gewesen, ich hätte Dich bei der nächtlichen Lampe gestört. Du hättest mir die Freude teilen müssen. Denn ich lief des Abends noch zu jedem Freund, jeder Freundin, die ich erreichen konnte. Seht ihr's, rief ich, seht ihr's, Kinder? So dachte sich Goethe das hoffnungsglühende Mädchen, das den totgeglaubten Erwin suchte, das ihn wiederfinden sollte. So war Lotte gebildet. So flügelleicht ihr Fuß, so seelenvoll ihr Auge, als Werther mit ihr tanzte. Ich war närrisch froh. Das Bildchen sollte zum Geschenke für das einundzwanzigjährige Mädchen, welches uns die Schattenzüge Deiner Elmire vorstellt. Sie macht's gut genug, hat Feuer und Gefühl, moduliert auch die Redestimme, wie sich's gebührt. Aber die Töne der Musik werden nicht erreicht. Davor kann die Natur. Ich wollte durch's Bild die Spielerin aufmuntern. Eine von ihren Kameradinnen gab es ihr, und es wird, in Kupfer gestochen, allen Kennern des weiten Deutschlands gefallen.“

So hatte sich Chodowiecki in die Goethische Welt mit der ihm eigenen liebevollen Innerlichkeit hineingelebt, als sich Künstler und Dichter trafen. Selbst Goethes Porträt hatte er schon zweimal dargestellt. 1776 erschien als Titelbild des 29. Bandes der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ Friedrich Nicolais sein von ihm radiertes Brustbild nach einer Kreidezeichnung von Georg Melchior Kraus. Als Zelter im Oktober des Jahres 1820 die Vorlage zu Gesicht bekam, schrieb er entzückt dem Freunde: „Das wohlgefälligste Bild von Dir, worin ich Dich ganz erkenne, wiewohl es Dir jetzt nicht mehr gleicht; wo alles: Stirn, Auge, Nase, Mund, Kinn und Haar



Demoiselle Huber als Elmire

aus einem Centro kömmt als dem Wohnsitz von dem, was in Dir ist und von Dir ausgeht.“

Die zweite Porträtierung Goethes war vielleicht eben oder vor kurzem geschaffen worden. Es war das Titelbild zu Henrich Stillings „Wanderschaft“, dem 1778 bei George Jacob Decker in Berlin erschienenen mittleren Teile seines autobiographischen Werkes. Es stellt die Situation dar, da der Held mit seinem Begleiter zum erstenmal in Strassburg das Kosthaus besucht. Stilling steht mit seinem Genossen zur Linken. Da tritt rechts zur Tür einer „mit großen hellen Augen, prachtvoller Stirn und schönem Wuchs, dem ein Diener folgt, mutig ins Zimmer.



Titelbild zu Jung-Stillings „Wanderschaft“

Er zog beider Augen auf sich. Sie machen sich allerlei Gedanken über den wilden Kameraden und das freie Wesen, das er sich herausnahm. Sie erfuhren, daß man diesen ausgezeichneten Menschen Herr Goethe nannte.“ Die Radierung gehört jedoch keineswegs zu den guten Arbeiten des Künstlers. Goethe ist gar zu hoch geraten, auch die Porträtähnlichkeit gering.

Es begegneten sich also in Goethe und Chodowiecki zwei Menschen, deren Empfindungen seit längerer Zeit zueinander gerichtet waren. Besonders wird Goethe nach dem, was wir schon wissen, begierig gewesen sein, Handzeichnungen des Künstlers zu Gesicht zu bekommen. Daß ihm

dieser Wunsch erfüllt wurde, wissen wir aus einem unten mitgeteilten Bericht, der uns zugleich sagt, daß der Dichter dem Maler gut gefallen habe. Chodowiecki wird ihm aber nicht bloß eigene Schöpfungen gezeigt haben. Er war auch Sammler, welcher Umstand einen neuen Berührungspunkt zwischen beiden schuf. Das berühmte Familienblatt des Künstlers vom Jahre 1771, „Le cabinet d'un peintre“, worin er sich selbst zeichnend darstellt, um ihn stehend und sitzend die Gattin und seine fünf Kinder, dieses Blatt zeigt die Wände des Zimmers reich mit Gemälden geschmückt. Und nun berichtet Nicolai, daß „der Maler, Herr



Le cabinet d'un peintre

Daniel Chodowiecki der ältere, ein auserlesenes Kabinett von Malereien hat". Er zählt Arbeiten von Elsheimer, Paolo Veronese, Rubens, Jordaens, Wouvermann u. a. auf. „Er besitzt auch“, fährt er fort, „eine auserlesene und zahlreiche Sammlung schöner Kupferstiche von den besten italienischen, holländischen, deutschen und französischen Meistern. Desgleichen eine Sammlung von Zeichnungen.“ Unter den Künstlernamen, die er dabei anführt, begegnen Guido Reni, Rubens, Guercino, Govert Flinck. Man kann sich vorstellen, wie Goethe im Anschauen dieser Kunstschätze schwelgte, und versteht es, daß er den Besuch wiederholte. Auch kann es ihm nicht schwer geworden sein, den Herzog, der unter seiner Anleitung selbst Gemälde, Zeichnungen und Stiche sammelte, zu bewegen, mit ihm zu gehn. Kaum zwei Jahre später nach der zweiten Schweizer Reise (am 6. März 1780) schrieb der Dichter an Lavater: „Ich habe selbst eine schöne Sammlung von geistigen Handrissen besonders in Landschaften auf meiner Rückreise zusammengebracht. Passe doch ein wenig auf. Dir geht ja so viel durch die Hände. Wenn Du so ein Blatt findest, worauf die erste schnellste, unmittelbarste Äußerung des Künstlergeistes gedruckt ist, so laß es ja nicht entwischen, wenn Du's um ein leidliches Geld haben kannst. Mir macht's besonderes Vergnügen.“

Am Abend oder vielmehr am Nachmittag — denn damals begannen die Aufführungen um fünf Uhr — besuchte Goethe das Theater. Es befand sich in derselben Straße, in der Chodowiecki wohnte, dort, wo gegenwärtig das Metropoltheater steht. Es war in einem Hofe zwischen zwei Gärten, also hinter dem Graben, wie Nicolai sagt, sehr unschicklich gelegen. Der Zugang war durch das Wohnhaus des Direktors. Auch sonst war es unbequem und un Zweckmäßig eingerichtet. Der jüngere Schuch hatte es bauen lassen. Es hatte ein Parterre, eine Reihe Logen und eine Galerie, auf der sich an der Seite noch einige Logen befanden. Es bot nur ungefähr sechshundert Zuschauern Raum. Hier hatte unter Heinrich Gustav Kochs Leitung am 12. April 1774 die überhaupt erste Aufführung des „Böß von Verlichingen“ stattgefunden. Dem Drama ward viel Beifall zuteil. Bis zum Ende des Jahres wurde es, was in

Heute, Dienstag, den 13. Februar 1781.

werden die

# Dobbelintzen

von Sr. Königl.

allernädigst

und Herzoglich

Lünebur

Hof;

auf Hohen Befehl

aufführen:

Maj. von Preussen

generalprivilegirten

Braunschweig-

gischen

Schauspieler



## Die Nebenbuhler.

Ein Lustspiel in fünf Aufzügen.

### Personen:

Der Baron Abslut	Dr. Wüthdör.	Lucie, Liebens Kammermädgen	Mad. Lang.
Der Hauptm. Abslut, sein Sohn	Dr. Müller.	Valentin, des Hauptmanns Bedienter	Dr. Dittmarsch.
Herr von Falkland	Dr. Ungeimann.	David, Ackerlands Bedienter	Dr. Reinwald.
Hunter Ackerland	Dr. Langemanns.	Thomas, Kutscher des Barons	Dr. Lang.
Herr von Lucius	Dr. Blüwick.	Verschiedene Bediente	Dr. Meinicke u.
Frau von Sternwald, Lante der	Mad. Brückner.	Ein junges Mädchen	Mad. Kiesen.
Fräulein Liede von Altenfeld	Mad. Döbbelin.	Ein Knabe	Mr. Döbbelin jun.
Fräulein Julie v. Hohenstein	Mad. Langemanns.		

Die Handlung ist in Permont und währet fünf Stunden.

Den Beschluß macht

## Ein Ballet.

Die Herrschaften welche gern ihre eigene Loge haben wollen, werden gehorsamt ersucht, eine Gesellschaft von vier Personen auszumachen, weil bey Vereingelung der Logen der Directeur zu viel einbüßt.

Der Schauplatz ist in dem gewöhnlichen Comödien-Hause in der Behren-Straße. Die Person zehlet im ersten Range, Logen und Parquet, 16 Gr. Im zweyten Range, Logen, 12 Gr. Im Amphitheatro 8 Gr. Auf der Gallerie, 4 Gr.

Der Anfang ist präcise um fünf Uhr.

der damaligen Zeit einen großen Erfolg bedeutete, vierzehnmal gespielt. Von diesen Aufführungen, die nur ein unvollkommenes Bild der Dichtung gaben, schreibt sich das harte Urteil her, das Friedrich der Große in seiner Schrift „Über die deutsche Literatur“ vom Jahre 1780 fällt. Nachdem er Shakespeares Art nach dem Vorbilde des von ihm als Geist so unendlich hochgestellten Voltaire charakterisiert hat, fährt er fort: „Man mag Shakespeare solche wunderlichen Verirrungen verzeihen. Denn die Geburt der Künste ist niemals die Zeit ihrer Reife. Aber nun erscheint noch ein „Göz von Verlichingen“ auf der Bühne, eine scheußliche Nachahmung der schlechten englischen Stücke, und das Publikum klatscht Beifall und verlangt mit Begeisterung die Wiederholung dieser abgeschmackten Plattheiten.“

Damals, im Herbst 1774, war in Berlin das falsche Gerücht verbreitet, daß der Dichter anwesend sei, um den Aufführungen seiner Dramen beizuwohnen. So schreibt Sulzer an Bodmer am 19. November jenes Jahres: „Die Rede geht, daß Dr. Goethe aus Frankfurt hier sei, um die Vorstellungen seines „Göz“ und „Clavigo“ zu sehen.“

Als Goethe an diesem Sonnabend das Theater besuchte — sein Leiter war damals Theophil Döbbelin —, wurde ein Lustspiel „Die Nebenbuhler“ gegeben. Es war eine lokalisierte Bearbeitung der „Rivals“ von Richard Brinsley Sheridan, dem Verfasser des bekannteren Lustspiels „Die Lästerschule“, das sich bis zur Gegenwart auf dem englischen Theater gehalten hat. Jenes war sein erstes Bühnenwerk. Die Bearbeitung, eines der sogenannten Schröderschen Preisstücke, rührte von J. A. Engelbrecht her und wurde zuerst in Hamburg am 10. November 1775 aufgeführt. In Berlin war es zum erstenmal am 24. September 1776 gegeben worden. Es war ein Stück von ziemlich billiger und forcierter Komik, aber mit guten theatergemäßen Rollen. Eine Charginfigur spielte in Hamburg Schröder. Da gab es den typischen polternden, tyrannischen Vater, der vom Sohn, einem Hauptmann, unbedingten Gehorsam verlangt. Einen hypochondrischen, sich und sein Mädchen quälenden Liebhaber. Eine bildungsstolze, aber Fremdwörter verwech-

selnde, noch liebebedürftige ältere Frau. Ein raffiniertes, intrigierendes Kammermädchen, schlaue, philosophierende Bediente usw. Die Hauptverwicklung beruht darauf, daß der Hauptmann, der ein begütertes junges Mädchen liebt, sich ihr als Fähnrich unter einem angenommenen Namen genähert hat. Sein Vater wünscht ihn mit eben diesem Mädchen zu verheiraten, weiß aber nicht, daß die beiden sich kennen und einig sind. Als sie den wahren Namen des Geliebten erfährt, ist sie in romanhafter Einbildung enttäuscht, daß sie den Gatten nicht gegen den Willen der Nächsten und unter Entführung erhalten soll. Schließlich gibt sie sich aber zufrieden. Daneben läuft die Liebesgeschichte eines anderen Mädchens und ihres selbstquälerischen, hypochondrischen Anbeters. Die Annahme des falschen Namens führt zuletzt zu einem Duell zwischen dem Hauptmann und einem guten Freunde, das jedoch nicht zum Austrag kommt. Auch an Verwechslungen fehlt es nicht. Gegen Ende verwickeln sich die Vorgänge bis zur Verworrenheit. Doch muß das Stück, dem die Ehre eines Nachdrucks zufiel, beliebt gewesen sein. Goethe selbst hat es später in Weimar und Lauchstädt von 1792—1810 einige Male aufführen lassen.



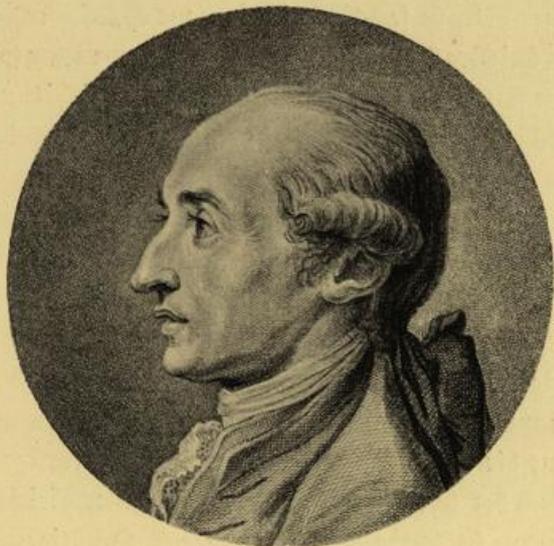


Sonntag, den 17. Mai.

Goethe besucht zunächst seinen Landsmann und Freund, den Komponisten Johann André. Er war damals Kapellmeister bei der Döbelinschen Gesellschaft, was er freilich nur kurze Zeit blieb. Die Beziehungen beider reichten weit zurück. Als Goethe mit Lili verlobt war und oft in Offenbach weilte, wohnte er bei Andrés. In „Dichtung und Wahrheit“ erzählt er von dem starken Anteil des Musikers an den gesellschaftlichen Veranstaltungen im Schönemannschen Hause. Und schon zwei Jahre vorher, als André das Singspiel „Der Töpfer“ komponiert hatte, war der Dichter bemüht, für die „Handwerksoper“ Propaganda zu machen. Er schickte Johanna Fahlmer eine Art Rezension über sie — wohl die einzige musikalische in seinem Leben — in der leisen Hoffnung, daß sie in Wielands „Deutschem Merkur“ abgedruckt werden würde. Die Hoffnung hatte ihn indes getäuscht. Seine Empfehlung war fruchtlos. Das Singspiel wurde im Merkur als „schlechte Kopie“ bezeichnet.

Den Vormittag benutzte dann Goethe zu einem Spaziergang oder einer Spazierfahrt in der Stadt. „Durch die Stadt“ heißt es kurz im Tagebuch. Wir wissen nicht, wo André wohnte. Vermutlich nicht allzu weit vom Theater. Trifft die Annahme zu, dann dürfte er etwa durch die Straße „Unter den Linden“ geschlendert oder gefahren sein. Er kann aber

natürlich ebensogut durch die Friedrichstadt gewandert sein und etwa die Friedrich- oder Leipziger Straße zum Gegenstand seiner Betrachtung gemacht haben. Auf alle Fälle lohnte sich die Besichtigung. Berlin war nicht nur schon groß und bevölkert — es zählte 1778 138 960 Einwohner —, sondern gerade damals war eine beträchtliche Verschöne-

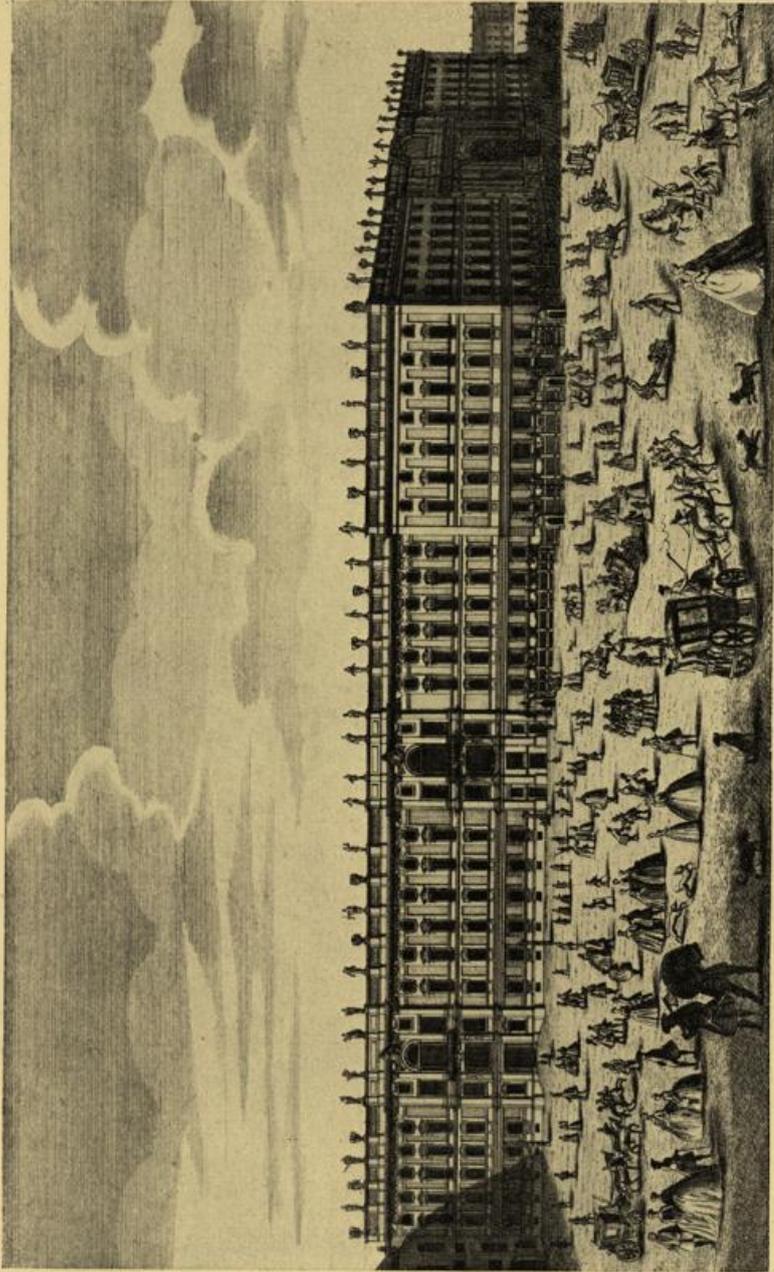


Johann André

rung des Stadtbildes erfolgt. Die konventionelle Auffassung, daß es dürftig und nüchtern gewesen sei, ist falsch. In den ersten Jahren seiner Regierung hatte König Friedrich die Umwandlung Potsdams zu einer würdigen Residenz mit der ihm eigenen Energie betrieben, während ihm die architektonische Ausgestaltung der Hauptstadt weniger am Herzen lag. Doch hatte er auch hier das Opernhaus und ihm gegenüber das Palais für seinen Bruder Heinrich errichten lassen. Nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges war hierin eine Wandlung eingetreten. Jetzt war sein Bestreben sehr entschieden darauf gerichtet, Berlin das Ansehen einer europäischen Großstadt zu geben. Er suchte dies Ziel durch Imme-

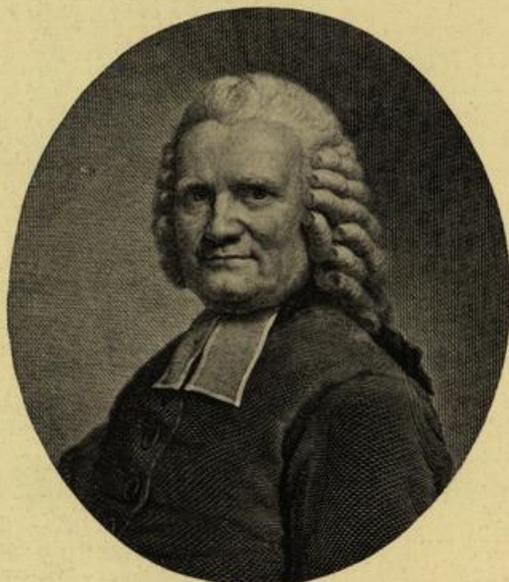
diatbauten zu erreichen. So ließ er in den Jahren 1770—73 allein in der Straße „Unter den Linden“ nicht ohne gewaltsame Eingriffe auf vierundvierzig Grundstücken dreiunddreißig Neubauten aufführen, wobei vielfach mehrere zu unansehnliche mit einer gleichmäßigen Hausfassade versehen wurden. Erst dadurch ward, was bisher eine bloße Esplanade war, zu einer Prachtstraße umgeschaffen. In derselben Zeit ließ er in der Leipziger Straße sechsundvierzig neue Häuser errichten. Selbst in der kurzen Königstraße entstanden vierzehn neue Bauten. Dazu kam eine Reihe neuer stattlicher Häuser an der Schloßfreiheit, am Alexanderplatz, in der Münzstraße, am Dönhofsplatz und am Hackeschen Markt. Statt hölzerner Krambuden, die an primitiven Brücken des Festungsgrabens an der Leipziger- und Königstraße standen, waren nach schönen Entwürfen Gontards Kolonnaden im besten Rokokostil errichtet worden. Die großartigste bauliche Leistung in Berlin seit Schlüter, die Neugestaltung des Gendarmenmarktes, war allerdings noch nicht abgeschlossen. Noch fehlten die beiden Kuppeltürme der Deutschen und Französischen Kirche. Doch standen schon viele von den neuen Häusern mit den palastartigen Fronten, die dem Platz ein so vornehmes Gepräge gaben.

Alles in allem bot das damalige Berlin in seiner gleichmäßigen, einheitlichen, vornehm schlichten Architektur einen prächtigen Anblick. Dafür liegt uns das Zeugnis eines sehr kompetenten Beurteilers vor, des Weltreisenden Georg Forster, eines Mannes, der London, Paris, Brüssel und die großen niederländischen Städte gesehen hatte und der, wie seine berühmten, zwölf Jahre später geschriebenen „Ansichten vom Niederrhein“ beweisen, den feinsten Schönheitssinn besaß. Acht Monate nach Goethe hielt er sich fünf Wochen in Berlin auf. Nach seiner Rückkehr nach Cassel beschrieb er seinem Freunde Friedrich Jacobi die Eindrücke, die er in der preussischen Königsstadt empfangen hatte. Da sagt er: „Ich hatte mich in meinen mitgebrachten Begriffen von dieser großen Stadt sehr geirrt. Ich fand das Außerliche viel schöner, das Innerliche viel schwärzer, als ich mir's gedacht hatte. Berlin ist gewiß eine der schönsten Städte in Europa.“



Das königliche Schloß (Nord- und Westseite)

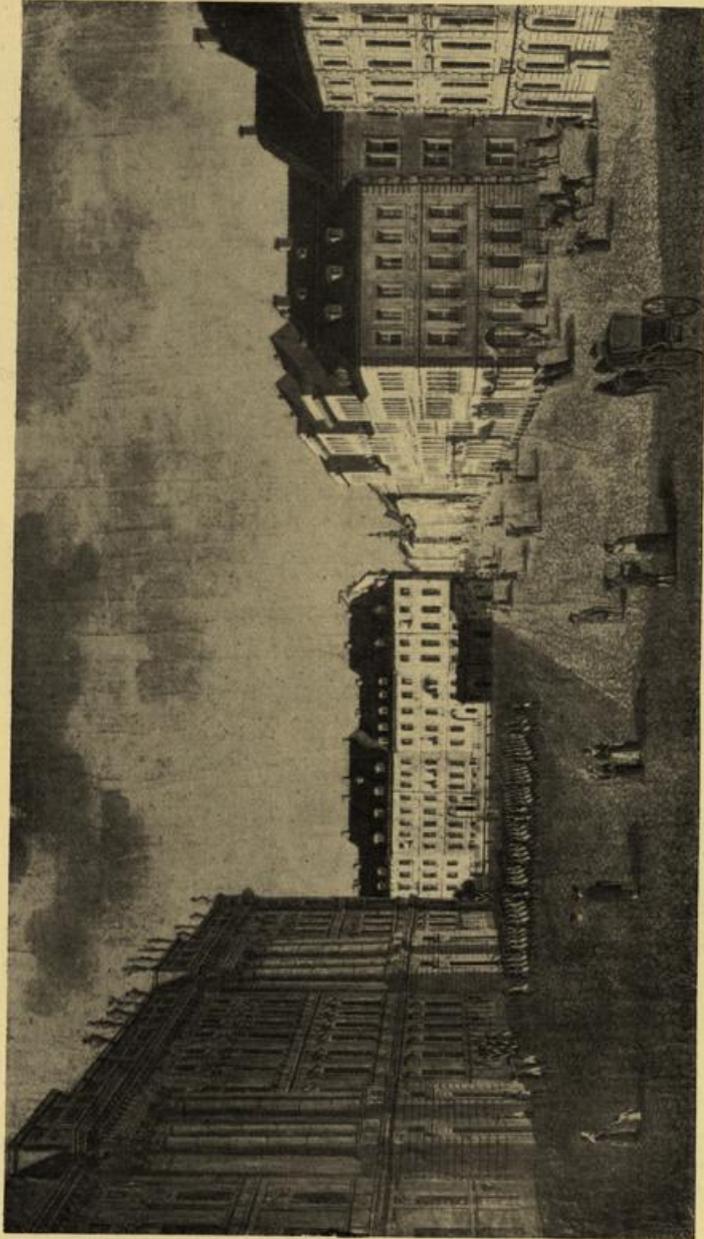
Auch die Altstadt, den Kern, aus dem sich die Residenz entwickelt hatte, betrat Goethe. So entging auch vielleicht seinem Auge nicht Gontards Meisterwerk, die am Ende der Königstraße gelegene, noch im Bau begriffene Königsbrücke mit den Kolonnaden, die heute im Kleistpark aufgestellt sind. Denn nach beendigem Spaziergang begab sich Goethe



Joh. Joachim Spalding

in die Nicolaikirche, um den besten Kanzelredner des damaligen Berlin, den Propst Spalding, predigen zu hören. „Er ist“, sagt Nicolai von ihm, „durch verschiedene, vorzüglich schöne Schriften und durch seine vorzüglichen geistlichen Reden berühmt.“ Die Wirkung seiner Predigten reichte so weit, daß er „der Erbauer seiner Zeitgenossen“ genannt wurde. Er war ein würdiger Vertreter eines milden Rationalismus mit vorwiegend moralischer Tendenz.

Auch die Peripherie der Stadt lernte Goethe kennen. Nachdem er Spaldings Predigt gelauscht hatte, stattete er dem Maler Johann Christoph Frisch einen Besuch ab. Dieser wohnte im Norden ziem-



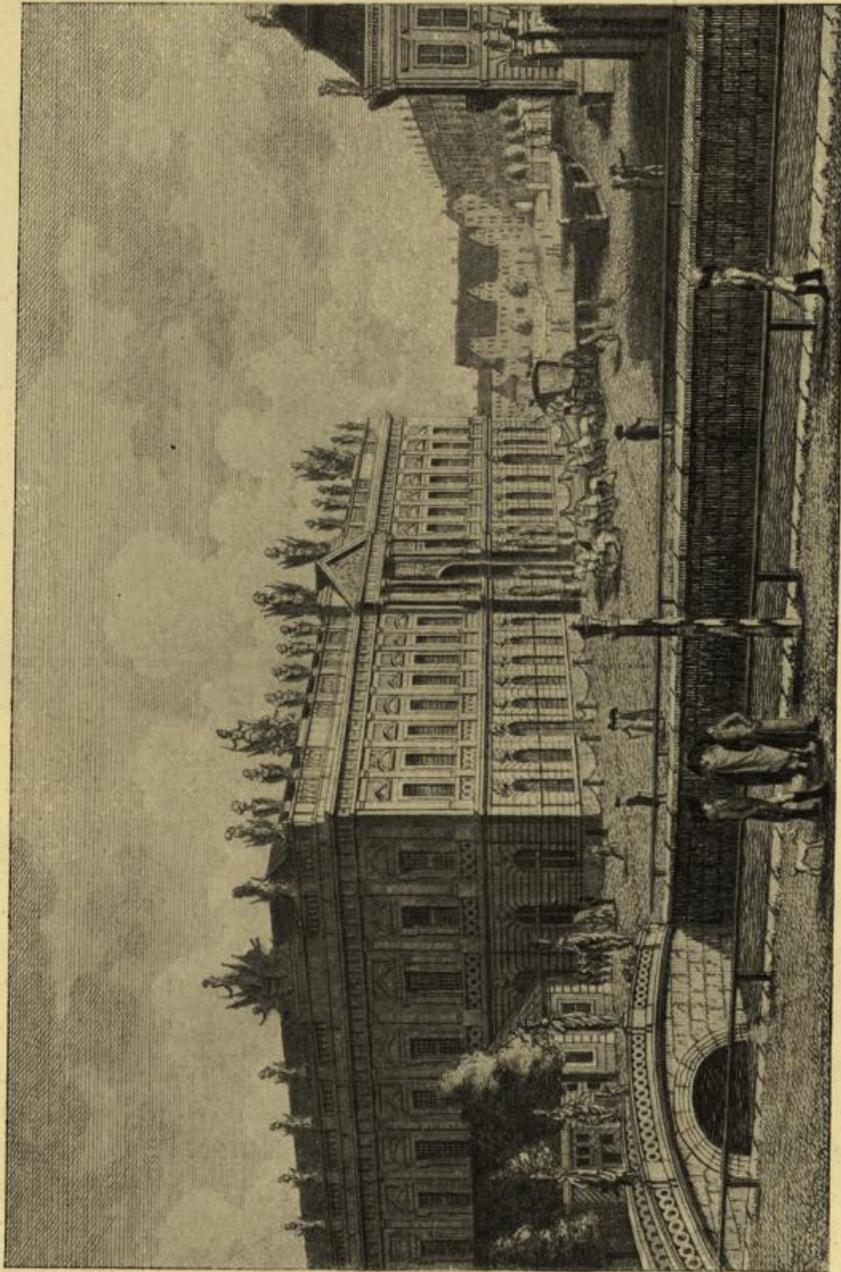
Der Schlossplatz



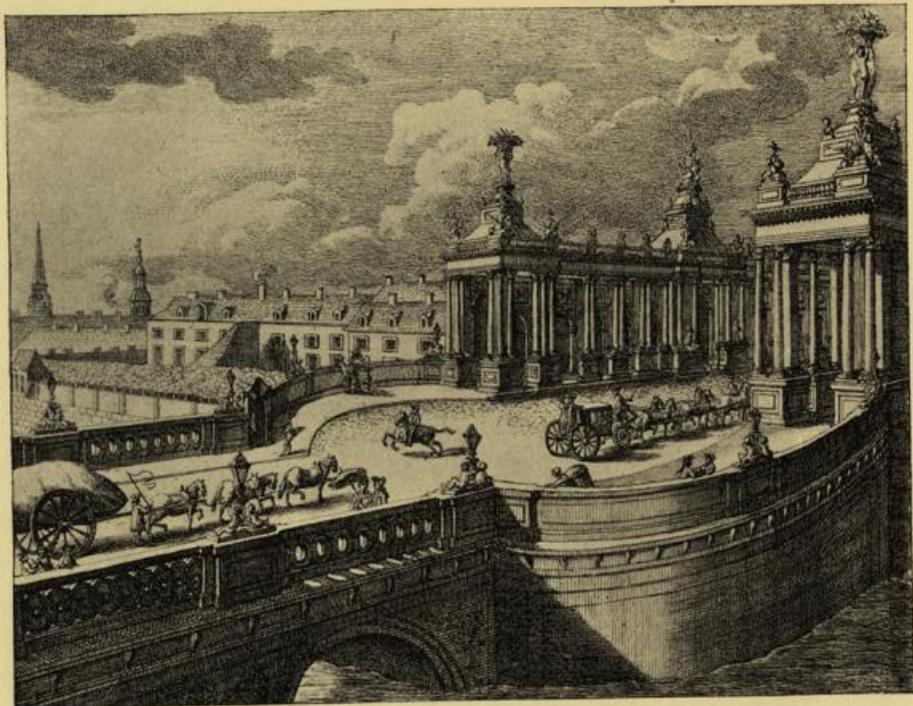
Die Kolonnaden in der Leipziger Straße

lich an der  
Stadtmauer,  
die damals noch  
Berlin um-  
schloß, in der  
Nähe des Ham-  
burger Torcs,  
in der Heide-  
reutergasse, wie  
damals die  
heutige Joa-  
chimstraße hieß.

Dort hatte in den Jahren 1708—14 sein Großvater Johann Leonhard Frisch, der Rektor des Gymnasiums zum grauen Kloster und Mitglied der Akademie der Wissenschaften war, die erste Maulbeerplantage zum Gewinn von Seide angelegt. Er war ein ausgezeichneter Naturforscher, aber auch tüchtiger Slawist und Verfasser eines trefflichen, noch heute brauchbaren deutschen Wörterbuches. Ihm gehörte fast die ganze westliche, bis an den heutigen Koppenplatz reichende Seite der Straße. Und hier hatte er sich ein Haus erbauen lassen, das nun sein Enkel bewohnte. Johann Christoph Frisch war Historienmaler, der aber auch vielfach mythologische und allegorische Stoffe behandelte. Er hatte sich früh der Gunst Friedrichs des Großen zu erfreuen, der ihn oft mit Aufträgen bedachte. Diese Arbeiten, dekorative Gemälde für die Schlösser von Potsdam und das Schloß in Berlin, wurden denn auch seine wichtigsten. Frisch wurde später Direktor der Berliner Kunstakademie und als solcher Lehrer Gottfried Schadows. In seinen Erinnerungen gedenkt dieser seiner öfters und stets mit Achtung, wenn er ihn auch zaghaft nennt. Frisch war also ein tüchtiger Künstler. Gleichwohl dürfen wir annehmen, daß ihm Goethes Besuch nicht als solchem galt, sondern weil auch er Sammler war. „Der Maler, Herr Frisch, berichtet Nicolai (in der Heidereutergasse in der Spandauer Vorstadt), besitzt eine Sammlung von Gemälden, worunter besonders einige von ihm in



Zeughaus mit Wache und Blick nach dem Lustgarten



Die Königsbrücke mit den Kolonnaden

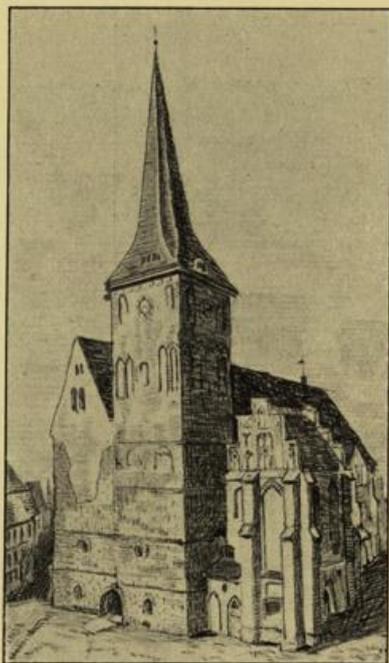
Rom gemachte Kopien nach Raphael merkwürdig sind. Eine Sammlung von Handzeichnungen, Kupferstichen und Gipsabgüssen von antiken Köpfen usw.“ Auch Schadow rühmt Frischens schöne Sammlung von Kupferstichen, „die er seinen Schülern mit Hinweisung auf die Verdienste der Meister zum Anschauen gab“.

Zur Mittagstafel war Goethe vom Prinzen Heinrich, dem Bruder des Königs, geladen. Dessen Palais befand sich am Eingang der Linden gegenüber dem Opernplatz. Heute dient das Gebäude, seit einigen Jahren durch Verlängerung der Flügel nach Norden beträchtlich erweitert, den Zwecken der Universität. Friedrich hatte es für seinen Bruder errichten lassen. Im Jahre 1748 war mit dem Bau begonnen worden. Doch bewirkte der Ausbruch und die Dauer des Siebenjährigen Krieges, daß es erst 1766 vom Prinzen bezogen wurde. Nicolai preist



Pinow / Goethe

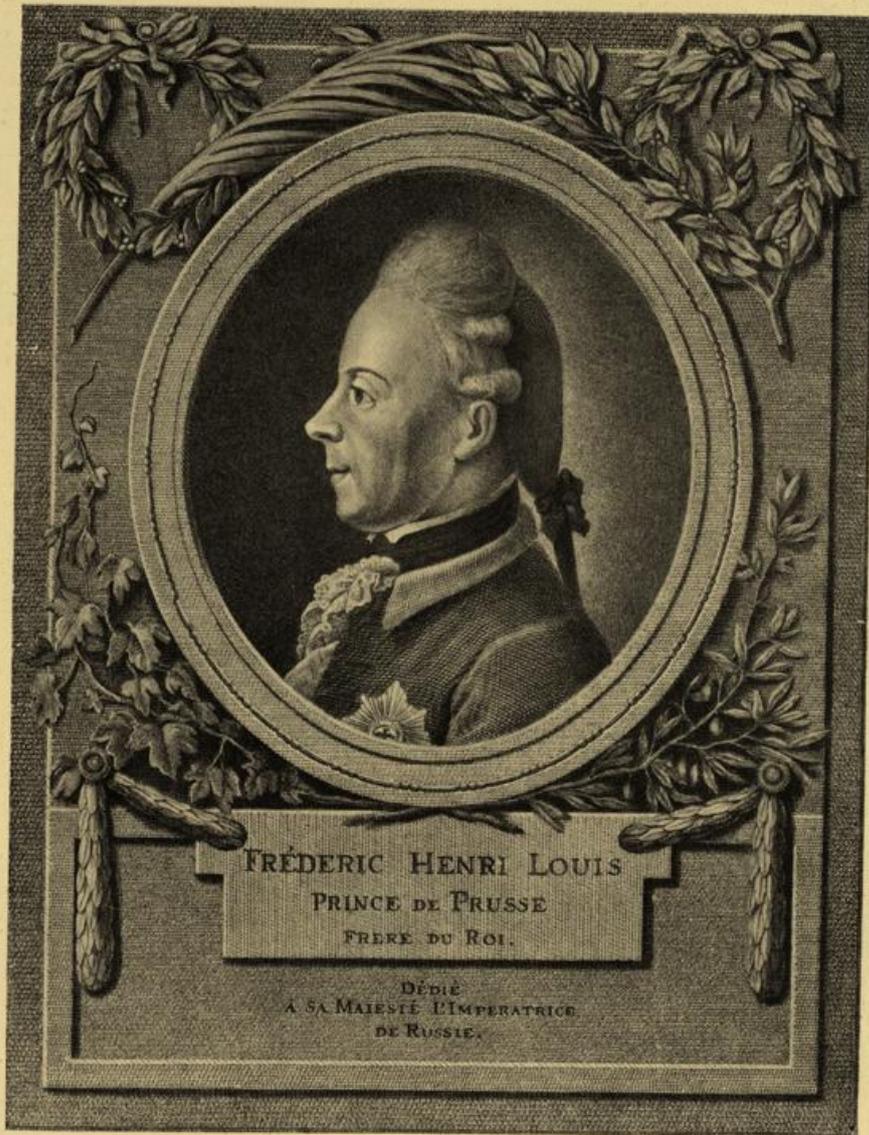
Platz vor dem Zeughaus mit Blick nach den Linden



Nicolaitirche

das Haus als besonders reich an Kunstwerken, vornehmlich Gemälden. Zwei sehr schöne große Säle hebt er als merkwürdig hervor. Der eine von ihnen ist heute die alte Aula der Universität. In ihm oder dem anderen wird vermutlich gespeist worden sein. Sechs Jahre später traf Goethe wieder mit seinem Gastgeber in Eisenach zusammen. Er muß ihn und sein Gefolge aufmerksam beobachtet haben, denn nach eigenem Geständnis entnahm er für die episodische Figur des Prinzen im dritten Buch von „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ (bzw. für das fünfte Buch der „Theatralischen Sendung“), an dem er damals arbeitete, Züge von ihm.

Von dem Mahl beim Prinzen ist uns ein kurzer Bericht eines Teilnehmers überliefert, der sich hauptsächlich mit Goethe beschäftigt. Er findet sich in dem Tagebuch eines Grafen Heinrich Lehndorff, der von 1747—1775 Kammerherr der Gemahlin Friedrichs des Großen war. Nach seinem Ausscheiden aus dem Dienste kam er von seinen samländischen und masurischen Besitzungen häufig nach Berlin und war dann Gast bei den Prinzen des Königlichen Hauses. Sein Tagebuch ist in französischer Sprache geführt, veröffentlicht ist es jedoch in deutscher Übersetzung von Karl Eduard Schmidt-Löken (Gotha 1921). Lehndorff erzählt: „Im Verlauf des Monats Mai trifft der Herzog von Weimar inkognito unter dem Namen eines Barons v. Altenstein (irrtümlich für v. Ahlesfeldt s. oben S. 20) hier ein, aber die Königin läßt ihm keine Ruhe, bis er in der Gesellschaft erscheint. Ich diniere mit ihm zusammen bei dem Prinzen Heinrich und dem Prinzen Ferdinand. Er macht den



Prinz Heinrich



Palais des Prinzen Heinrich

Eindruck eines hübschen jungen Mannes, indes hat sein Gesicht einen unfreundlichen Zug. Mit ihm ist der berühmte Verfasser des „Werther“ und des „Götz von Berlichingen“, den der Herzog zum Geheimen Rat gemacht hat. Dieser beherrscht ihn jetzt, nachdem er den früheren Hofmeister, den Grafen Görz, der eben jetzt in unsre Dienste getreten ist, verdrängt hat. Dieser Herr Goethe ist bei der Tafel mein Nachbar. Ich tue mein Möglichstes, um ihn zum Sprechen zu bringen, aber er ist sehr lakonisch. Er dünkt sich augenscheinlich zu sehr Grandseigneur, um noch als Dichter zu gelten. Das ist im allgemeinen der Fehler der Deutschen von Bildung, daß sie, sobald sie die Stellung eines Vertrauten erlangen, unerträglich hochmütig werden.

Prinz Heinrich fragt Herrn Goethe, ob sich in den Archiven von Weimar nicht Briefe von dem berühmten Bernhard von Weimar fänden. Der junge Herzog behauptet, daß es solche gebe. Dieser große Gelehrte weiß davon aber nichts. Das macht auf mich einen recht schlechten Eindruck. Da das eine der ruhmreichsten Epochen für das Herzogliche Haus ist, so müßte er wohl damit vertraut sein.“

Diese wenig wohlwollende Schilderung mit ihrer vorschnellen Verallgemeinerung zu widerlegen liegt mir fern. Sie gibt den momentanen Eindruck eines nicht eben tiefen Beobachters wieder. Lehndorff wußte offenbar nicht, wes Geistes Kind sein Nachbar war und ward das Opfer

eines Vorurteils. Den „Götz“ und den „Werther“ hatte dieser in der französischen Kultur aufgewachsene Hofmann vermutlich nicht gelesen, und so wird er wohl nur eine ganz vage Vorstellung von dem Dichter und dem Geheimen Räte mitgebracht haben, als ihn das Schicksal mit ihm zusammenführte. Übrigens ist es nicht das einzige Zeugnis der Schweigsamkeit des Dichters. In derselben Zeit, eben nach Goethes Rückkehr aus Berlin und Potsdam, klagt auch Wieland in einem Brief an Merck (vom 3. Juni 1778) über seine Zurückhaltung. „Goethe“, schreibt er, „war zwar simpel und gut, aber äußerst trocken und verschlossen, wie er's schon lange ist.“ Derselbe Fürst Franz von Dessau, der zu gleicher Zeit mit ihm und Karl August in Berlin war und vermutlich an derselben Tafel saß, äußerte sich lange Zeit nachher, im Jahre 1811, gegenüber dem Propst Keil über seinen Umgang mit Goethe in den ersten Jahren der Weimarer Zeit: „Sonst war er mir, ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll, zu vornehm, zu höflich gemessen, manchmal unangenehm schweigsam.“ Beide wußten nicht und konnten nicht wissen, daß diesem Verhalten des Dichters ein bestimmtes Lebensprinzip zugrunde lag. Schon im Jahre 1774 schrieb Lavater, als er Goethe eben in Frankfurt persönlich kennen gelernt hatte, in sein Tagebuch die Äußerung von ihm: „Sobald man in Gesellschaft, nimmt man vom Herzen den Schlüssel ab und steckt ihn in die Tasche. Die, welche ihn stecken lassen, sind Dummköpfe.“ In einem Briefe vom 28. September 1775 wirft Goethe Lavater vor, daß er Briefe, die er von ihm erhalten, jedermann vorwies. „Es kann wohl Deine Art sein, schreibt er, auch unterhaltend für andre. Aber ich kann nicht leiden, daß meine Briefe einem Menschen das offenbaren, dem ich den zehnten Teil davon nicht mündlich sagen würde.“ Und in einer tief eindringenden Charakteristik von Goethes Persönlichkeit, die er im Jahre 1788 entwarf, sagt derselbe Lavater von ihm: „So offen dem einen, so bepanzert dem andern.“ In dem Brief an seinen Schwager Werner, in dem Wilhelm Meister sein Persönlichkeitsideal entwickelt, fehlt für das Betragen gegenüber anderen nicht die Forderung der Gehaltenheit und Gemessenheit. Von sich selbst schrieb Goethe noch im

Jahre 1812 an den Grafen Reinhard: „Milde zu sein kostet mich nichts, da meine Härte und Strenge nur factice und Selbstverteidigung ist.“ Es ist ja wohl nicht selten, daß gedankenreiche Menschen, Menschen, die innerlich tief beschäftigt sind, in Gegenwart anderer gern schweigen. Goethe gehörte zu ihnen. „O, ich bin ein gesprächiger Mensch, wenn ich allein bin“, schrieb er schon 1777 an Frau v. Stein. Nun hatte er an diesem 17. Mai offenbar seinen besonders verschlossenen Tag. Wir wissen das zufällig aus dem Briefe, den er, wie wir gleich sehen werden, am Abend an Frau v. Stein schrieb. Hier bekennt er selbst, daß ihm die Lust, seine Gesinnungen und Gedanken den Menschen mitzuteilen, geschwunden sei, und präzisiert dies Geständnis in einem einzig schönen Gleichnis. Im übrigen hat jeder Mensch das Recht, einmal verstimmt zu sein. Goethe aber hatte bei diesem Zusammensein einen besonderen Anspruch darauf, wie wir noch sehen werden. Er machte an der Tafel des Prinzen Beobachtungen, die ihm ebenso neu wie unerquicklich waren. Sie verwundeten ihn, weil sie eine der empfindlichsten Stellen seines Inneren berührten. Ein Fundament seiner Weltanschauung, sein tief eingewurzeltcs Gefühl der Ehrfurcht wurde verletzt.

Über Herzog Bernhard von Weimar, nach dessen Briefen Prinz Heinrich fragte, ohne daß Goethe zum Erstaunen des Grafen Lehndorff eine bestimmte Auskunft geben konnte, sollte er sehr bald besser unterrichtet sein. Kein Jahr verging, und er begann Studien zu dem Leben dieses als Held und Herrscher wirklich sehr merkwürdigen Mannes, der in seiner kurzen Laufbahn als Feldherr im Dreißigjährigen Kriege ein Liebling des Schicksals und der Menschen gewesen ist. So schrieb Goethe über ihn an Lavater am 5. Juni 1780, als er in den Vorbereitungen der Arbeit ziemlich vorgerückt war. Sein und seiner Brüder Familiengemälde interessierte ihn besonders, fügt er hinzu, da er ihren Urenkeln, in denen so manche Züge lebhaftig wiederkommen, so nahe sei. Bereits im März hatte er zur Geschichte des Mannes so viel Dokumente und Kollektaneen zusammengebracht, daß er sie schon ziemlich erzählen konnte. Wer will wissen, ob nicht die Unterhaltung im Palais des Prinzen



Das Brandenburger Tor

Heinrich die Anregung zu dem Vorsatz gab? Übrigens verlor Goethe sehr bald die Lust zu dem Unternehmen. Schon zwei Jahre später erfahren wir, daß er die Biographie des Mannes mit vielen andern Anschlägen beiseite gelegt habe.

„Nach Tisch in Tiergarten“ heißt es im Tagebuch. Goethe wird die Anlagen des Parks mit dem Blicke des Kenners und zugleich des Lernbegierigen betrachtet haben. War doch gerade damals, im März des Jahres, unter seiner tätigen Mitwirkung d. h. nach seinen Entwürfen die Schöpfung des Weimarer Parks begonnen worden. Der Tiergarten war als Park noch verhältnismäßig jung. Zwar hatte schon Friedrich I. den Plan gefaßt, das uralte Waldrevier und Wildgehege zu einem Lustpark umzuwandeln. Es war jedoch nur bei einem schwachen Versuch geblieben. Erst Friedrich II. führte die Idee mit der ihm eigenen Konsequenz und Energie durch, und zwar ließ er die Arbeiten kurz nach seinem Regierungsantritt beginnen. Als Goethe den Tiergarten betrat, war die Umgestaltung vollzogen.

Nicolai spricht von einigen hundert Alleen, die ihn durchkreuzten und durchschlängelten. Er rühmt die verschiedenen Bäume und Stauden und zählt die Fülle von Baumarten auf, die in ihm angepflanzt

waren. „Sie sind so mannigfaltig und glücklich vermischet, daß die Kunst beständig Natur zu sein scheint.“ Auch an einer großen Zahl von Schmuckplätzen — sie hießen damals Salons — fehlte es nicht. Da gab es einen Flora-Salon — es ist der heutige Floraplatz — einen Apollo-Salon, der sich dort befand, wo jetzt die Hohenzollernstraße in die Tiergartenstraße mündet. Einen Platanen-, einen Akazien-Salon usw. Eine besondere Zierde des Parks war das „Große Bassin“, nach einer Statue der Liebesgöttin, die dort aufgestellt war, auch das „Venusbassin“ genannt. Es ist der heutige Goldfischteich, und jenes Standbild hatte da seinen Platz, wo sich gegenwärtig das unglückliche Haydn-Mozart-Beethoven-Denkmal erhebt. Noch in der im Frühjahr 1819 verfaßten Berlinischen Erzählung E. T. A. Hoffmanns „Die Brautwahl“ heißt der Teich das „Bassin“. An seinem entgegengesetzten Ende, am Charlottenburger Wege, waren zwei andere Bildsäulen errichtet. Es war wohl die malerischste Partie des Parks. Hier fand Philipp Hackert Motive, als er sich während des Siebenjährigen Krieges als Schüler des damaligen Direktors Le Sueur in Berlin aufhielt. Sein Biograph Goethe berichtet, daß zwei Gemälde von seiner Hand, die Ansichten vom Teiche der Venus vorstellten, Aufsehen erregten und von Gostowsky, dem „patriotischen Kaufmann“, erworben wurden.

In dieser Zeit der gefühlvollen Gartenkunst, bei der auch das Scherzhafte nicht vergessen wurde, konnte in einem solchen Park ein Labyrinth nicht fehlen. Der Tiergarten besaß deren sogar drei, die im Jahre 1742 angelegt worden waren. Einem von ihnen, das einen Raum in der Nähe des Großen Sterns zwischen der Charlottenburger- und der heutigen Großen Stern-Allee einnahm, hatte nach seiner Vollendung Gleim einen Preisgesang gewidmet.

Die damals bevorzugteste Partie des Tiergartens aber war der Kurfürstenplatz oder Zirkel, dicht bei den Zelten. Ihn hat Chodowiecki mit seinem Griffel verewigt. Die bekannte Radierung vom Jahre 1772 gibt von ihm, dem Leben und Treiben auf ihm eine lebendige Vorstellung. Nicolai sagt von ihm: „Der Zirkel ist mit einer doppelten Allee von sehr



Platz vor den Zelten im Tiergarten

hohen Eichen und Ulmen eingefasset und ist der Hauptsammelplatz aller Spazierenden, welche theils unter den Alleen hin und her spazieren, theils auf den Bänken ausruhen. An schönen Sommernachmittagen, sonderlich des Sonntags und Feiertags gegen sechs Uhr pflegen hier einige tausend Spazierende zu Fuße, zu Pferde und im Wagen zusammenzukommen, wobei öfters auf Befehl des Gouverneurs die Musik der in Berlin in Garnison liegenden Infanterie- und Artillerie-Regimenter in die anliegenden Büsche vertheilet werden, welches zusammen ein sehr reizendes Schauspiel macht.“

Es war ein Sonntag, an dem Goethe den Tiergarten besuchte, und da er sich nach der Tafel beim Prinzen Heinrich dahin begab, können wir ihn uns leicht im Getümmel der Spazierengehenden oder Spazierendefahrenden, womöglich unter den Klängen von Militärmusik vorstellen.

Welchen Eindruck er von unserm Tiergarten empfing, können wir nicht wissen. Aber vielleicht bürgt für einen nicht ungünstigen der Umstand, daß die künstlerische Leitung der Umwandlung in den Händen eines Knobelsdorff gelegen hatte.

Den Abend verbrachte Goethe „zu Hause“. Er benutzte die Muße, um an Frau v. Stein zu schreiben. Der Brief hatte folgenden Wortlaut:

Berlin Sonntag, den 17. abends.

„In einer ganz andern Lage als ich Ihnen den Winter vom Brocken schrieb und mit eben dem Herzen wenige Worte. Ich dacht heut an des Prinzen Heinrichs Tafel, daß ich Ihnen schreiben müßte. Es ist ein wunderbarer Zustand, eine seltsame Fügung, daß wir hier sind. Durch die Stadt und mancherlei Menschen Gewerke hab ich mich durchgetrieben. Von den Gegenständen selbst mündlich mehr. Gleichmut und Reinheit erhalten mir die Götter aufs schönste. Aber dagegen welkt die Blüte des Vertrauens, der Offenheit, der hingebenden Liebe täglich mehr. Sonst (d. h. einst) war meine Seele wie eine Stadt mit geringen Mauern, die hinter sich eine Citadelle auf dem Berge hat. Das Schloß bewacht ich, und die Stadt

ließ ich in Frieden und Krieg wehrlos. Nun fang ich auch an,  
die zu befestigen, wär's nur indes gegen die leichten Truppen.

Es ist ein schön Gefühl, an der Quelle des Kriegs zu sitzen in dem Augenblick, da sie überzustrudeln droht. Und die Pracht der Königsstadt und Leben und Ordnung und Überfluß, das nichts wäre ohne die tausend und tausend Menschen bereit für sie geopfert zu werden. Menschen, Pferde, Wagen, Geschütz, Zurüstungen, es wimmelt von allem. Der Herzog ist wohl, Wedel auch und sehr gut. Wenn ich nur gut erzählen kann von dem großen Uhrwerk, das sich vor einem treibt. Von der Bewegung der Puppen kann man auf die verborgenen Räder, besonders auf die große alte Walze, *R* gezeichnet, mit tausend Stiften schließen, die diese Melodien eine nach der andern hervorbringt.“

x 91. *Leipzig*





Montag, den 18. Mai.

Goethe besichtigt zunächst das Zeughaus, das Arsenal, wie es im Tagebuch bezeichnet wird. Zweimal in seiner Beschreibung Berlins nennt es Nicolai eines der schönsten Gebäude Europas. „Es verdienet, fährt er fort, von jedem Kenner der Baukunst aufmerksam betrachtet zu werden.“ Nun, Goethe wird es daran nicht haben fehlen lassen. Und neben der harmonischen Anlage des Gesamthaues, dem vollkommenen Zusammenschluß des Schmuckwerkes mit der Bauform, werden seinen Augen die künstlerisch vollendeten plastischen Schöpfungen Schlüters, die Trophäen der Balustrade, die Kartuschen mit den Köpfen der sterbenden Krieger im Hofe nicht entgangen sein.

Das Gebäude war übrigens damals noch wirklich ein Arsenal und nicht wie heute ein Museum für Waffen- und Kriegskunde sowie eine Ruhmeshalle des brandenburg-preussischen Heeres. Es enthielt im Erdgeschosß Kanonen, Haubitzen, Mörser und die dazu gehörigen Gerätschaften, während im oberen Gewehre, Degen, Säbel, Bajonette, Spontons und Trommeln aufbewahrt wurden. „Wer das Zeughaus sehen will,“ schließt Nicolai den Artikel, „muß den neben ihm wohnenden Herrn Zeugkapitän dazu um Erlaubnis ersuchen.“

Nachdem Goethe zu Mittag mit Wedel im Gasthaus gespeist hatte, machte er Visiten. Der erste Besuch galt der Dichterin Anna Luise Karsch, die gewöhnlich Karschin genannt wird. Goethe stand seit drei Jahren in Beziehungen zu ihr. Uns muß es heute auffallend erscheinen, daß er mit dieser unbedeutenden, von ihren Zeitgenossen überschätzten



Die Potsdamer Brücke

und deutsche Sappho genannten Naturdichterin in Verbindung getreten war. Sie hatte an ihn — wir wissen nicht, aus welcher Veranlassung, wahrscheinlich aber, um mit dem berühmten Manne in Verkehr zu kommen — also sie hatte an ihn geschrieben und er antwortete ihr von Offenbach aus am 17. August 1775. Der Brief blieb liegen und wurde erst an seinem Geburtstage von Frankfurt abgesendet. Es ist einer seiner bewegtesten Briefe aus der Lili-Zeit, als seine Seele von so wunderbaren Verhältnissen gedrängt war. Ihm war es damals wohl gleichgültig, an wen er schrieb, wenn ihm nur Gelegenheit gegeben war, seinem mächtig arbeitenden Innern Luft zu machen. Noch einmal schrieb er ihr und ihrer Tochter von Weimar aus am 11. September des folgenden Jahres. Dann aber versiegte die Korrespondenz. Als die Karschin erfuhr, daß Goethe in Berlin wäre, lief sie, wie wir noch hören werden, in sein Gasthaus, traf ihn aber nicht. Darauf ermunterte sie ihn, offenbar in der Furcht, daß

der große Dichter und hohe Staatsbeamte es unterlassen könnte, sie aufzusuchen, durch folgendes Gedicht, das uns zugleich von ihrer in Berlin bewunderten Gelegenheitspoesie eine Vorstellung gibt.

An Goethe.

zu Berlin vormittags den 18. Mey 1778.

Schön guten Morgen Herr Doctor Göth! Euch hab ich gestern grüßen wollen. 'S ist wieder Weiber Etiket. ich hätt's Bonn Euch erwarten sollen, daß Ihr, wie sich's gebührt und ziemt mich aufgesucht und mich gegrüßet. Ihr aber seid gar weltberühmt. 's war möglich, daß Ihr's bleiben ließet. Ihr seid des Herzogs Spiesgesell, Habt mehr zu Thun und mehr zu schaffen Als mitt Euren auge groß und hell nach Einen alten Weib zu gaffen. Drum sprang ich über's Ceremoniel hinweg mitt leichtmuth und mitt lachen, zog mir ein Sontags Kleidchen ann und ging Euch meinen Knir zu machen, so tief ich immer kann mit Dorffgebohrnem Knie. ich ging umsonst. Ihr wart schon fort in aller Frühe zu Männern feiner art. Nun will ich's nicht mehr wagen. Mein Geist, Ein fires Ding, soll guten Morgen sagen Dir Musendämmerling Dir Secretair des Fürsten Der auff dem Parnas Sitz,	und wenn die Dichter dürsten, mit Wasser Sie besprüzt auf Einem Born, der mächtig und Wunderthätig ist — Er macht's, daß Du so prächtig, so stark imm ausdruck bist, Daß Dir's Bonn Munde fließet, Wie Honig, den imm Wald Ein Wandersman genießet, Den Seine Kräfte bald erschöpft sind wie die meinen. Jüngst solt ich im Revier Des Pluto schon erscheinen. Ein Schiffer winckte mir. ich ward ihm noch entrißen Durch des Apollon Gunnst wies nach zu zeichen wißen Des Codowieky Kunnst. ich sollte dich noch sehen. geschieht es nicht bey mir, kanns beim Andrä geschehen. Der ist ein Freund von Dir, Wies wenige nur giebet. Bonn Herzen schätzt Er Dich — und bey dem allen liebet Er Dich nicht mehr als ich.
---	---

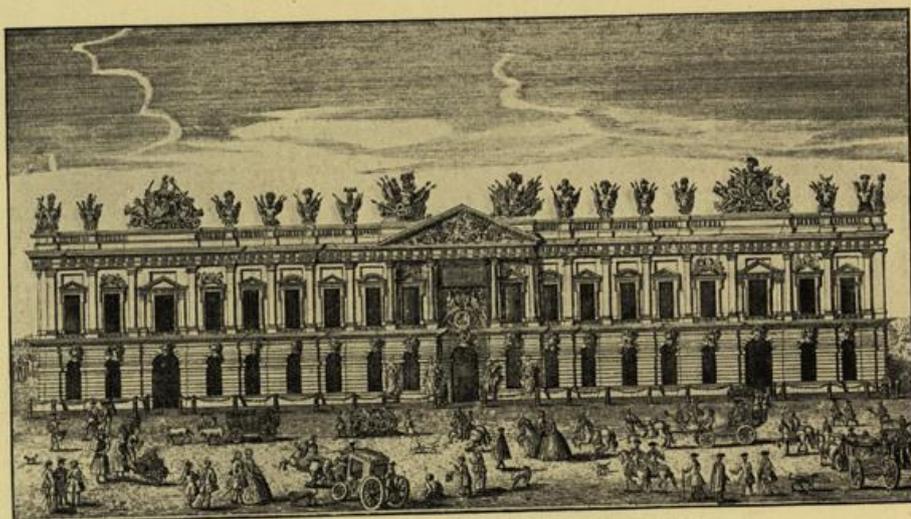
Noch auf der Reise, im Begriff nach Weimar zurückzukehren, schickte Goethe dies Gedicht an Frau von Stein mit den Worten: „Hier haben Sie auch, wie mich die Karschin beverset hat.“

Er muß nicht lange nach dem Empfange des poetischen Grußes zu ihr gegangen sein. Über den Besuch selbst liegen uns zwei Berichte vor. Der eine ist von der Karschin verfaßt und steht in einem am 27. Mai an Gleim gerichteten Briefe. Er lautet: „Vor's erste wolt ich Ihnen gern erzählen, daß Göthe hier war. Sie wissen's aber schon. Ich hörte Sein



Anna Luise Karschin

Hiersein als Er Vierundzwanzig Stunden zu Berlin war, denn der Bruder Vom Fürsten von Deßau wohnt nicht weit von mir in Einem bekannten Hause. Ich ging Tages darauff in das Logis des fremden Prinzen. Ich wolte den göth überfallen. Er war ausgegangen, und ich schrieb am andern Morgen wieder meine gewohnheit im halbdrolligen Thon an Ihm. Er kam. Lassen Sie sich's meine Tochter sagen, wie Er gekommen ist; uns gefiel Er gut; Codowiekyn auch, aber die andern Herrn sind gar nicht zufrieden mitt Ihm. Er machte Keinen Dichter die Cour, ging nur bey Moses Mendelssohn, bei Codowiekyn, bei Mahler Frisch, bey seinen Landsmann den Thonkünstler Andrä und bey mich; hatte



Das Zeughaus

Sonntags schon kommen wollen, Andrä aber sagte, daß ich doch nicht zu finden wäre, schon in der Kirche sein möchte, also blieb's. Er ist eines Tages bey Einem Baron auffm Concert gewesen, und da hatt Ihm die ganze Versammlung sehr Stolz gefunden, weil Er nicht hückerling und handkuß Bertheilte. Man spricht, daß Ihm der Kayser Baronisiren wird, und daß Er alsdann Eine Gemahlin auß noblen Hause bekommt. Ich frug ihn ob Er nicht auch das Vergnügen kosten wolte Vatter zu sein; Er schien's nicht weit Bon sich zu werfen. Er ist ein großer Kinderfreund und eben dieser Zug läßt mich hoffen daß Er auch ein gutter Ehemann werden wird und sicherlich noch Ein recht gutter Mensch ders einmahl bereuet was in Seinen Werken etwan anstößig gewesen ist. Vielleicht kommt Er bald mitt Seinen Herzog allein auff längere Zeit her. Beim Abschied lies Er sich so was Verlautten. Ich gab Ihm Ein Paar frische rosen und geschwind hub Er Einen Strohalm vonn der Erde auf, band damit die rosen Zusammen und steckte Sie sich auff den Huth. Er liebt die freymüthigen offenherzigen leutte, und mag gern haben, wenn Er geliebt wird. Daß gefällt Ihm besser als hohes lob. Wieder ein merkmahl Eines guttartigen gemüths. Er scheint übrigens

zum Hypochonder gebauet zu sein. Ist kein Wunder. Daß sind alle guten Köpfe."

Den zweiten Bericht bietet ein Brief, den Frau Hempel, Tochter der Karschin, spätere Frau v. Klentke und Mutter der Helmine von Chezy an demselben Tage ebenfalls an Gleim richtete. Sie schrieb: „Möchte Göthe, den ich so lieb habe, doch nur einen sichtbaren Theil dieses nie genug zu preisenden Herzens meines Gleim's haben. Diesen Mangel verräth er noch bei aller seiner blendenden Größe und o! was könnte er sein, wenn er wollte; der Schrankenlose Kopf! Der Krösus-Lucullus von dem feinsten Menschengefühl! Wenn Sie ihn hätten kommen sehen, unerwartet in unsre Thür treten, mit den Augen meine Mutter suchen, mit seinen Augen ach! unaussprechlich reizend war die Scene. So kommt nur reuige Liebe zu Liebe. So komme das Kind an's Mutterherz. Aber es war noch etwas süßer in seinem Wesen als das; doch wer kann noch sagen, was für Wesen? das weiß ich, daß in seinen großen hellen Augen der ganze Göthe strahlte, nicht der flammende, zugreifende, ungenügsame Göthe. Der, welcher Lotten Brot schneiden sah, der war's ungefähr, nur daß sein Mund stumm blieb und Göthe stumm blieb bey Eintritt, bey dem Umarmen und einiger Wendung bis zum Sitze, da denn meine Mutter die erste Frage an ihn that. Ich hätte gar zu gern die Hand auf seine liebe Brust gelegt, ob nur sein Herz auch das geschlagen hätte, was sein Seraphgleiches Stummsein verkündigte, aber der Mensch wirft so viel Respect aus seinen Augen, daß ich mich kaum traute, in seiner Gegenwart zu bleiben. Ich mußte ein paar Mal hinaus, lief aber geschwind hinein, und da hört ich einmal, daß meine Mutter von Ihnen frug; er antwortete wider seine Gewohnheit in dreyen Theilen darauf, und ich fühlt es, das ihr Name sein Ohr tränkete, und das er gerne mehr von Ihnen gesprochen hätte, wenn bey einem Fest-Besuche die Reden nicht zur bloßen Cour wären. Bei Chodowicky ist er zweimahl gewesen und zwar das letzte mahl mit dem Herzoge: die schönste Lobrede wer dieß hört für alle drey. Was ihm Chodowicky unter allen seinen schönen Zeichnungen zuerst wies, war jener Barbier. Ich glaube der

Mann will sich furchtbar machen, denn er zeigt dies Bild allen und jeden von dem er glaubt, das er's beurteilen kann. . . Mama sagte zu Göthe, sie habe eine neu geborene Dichterin zur Enkelin. Wie alt ist sie? Wierzehn Wochen, sagte sie. „So lassen sie dieselbe Dichterin sein, bis sie sprechen kann.“ War das wohl menschenfreundlich von dem Unart? So vom Parnas herunter den armen Dichterinnen den Laufpaß zu geben? Ich empfehle uns alle dreie Ihrer bessern Meynung, bei der wir mehr Bedeyen.“

Nach dem Namen „Karschin“ folgt im Tagebuch das Wort „Elisium“. Es bietet Schwierigkeiten, ja birgt im Grunde ein Rätsel in sich. In der Weimarer Ausgabe wird im Variantenapparat bemerkt, daß für El des Wortes „Elisium“ zuerst die Buchstaben Ka hingesezt worden seien. Eine persönliche Nachprüfung hat mich von der Richtigkeit dieser Angabe überzeugt. Offenbar war Goethe im Begriffe, den schon einmal hingeschriebenen Namen „Karschin“ zu wiederholen. Schon bei den beiden ersten Buchstaben merkte er den Irrtum und verbesserte ihn. Was aber bedeutet „Elisium“ an dieser Stelle? Einen Vergnügungsort dieses Namens gab es in Berlin am südlichen Rande des Tiergartens erst im Beginn des neunzehnten Jahrhunderts. Dünker hält in seiner Ausgabe von „Goethes Tagebüchern der sechs ersten Weimarischen Jahre“ (Leipzig 1889) „Elisium“ für ein Stichwort, das einen Ausdruck der Karschin festhalten sollte. Sie könnte, meinte er, geäußert haben, daß er Elysium mit sich bringe: besser wohl, sie fühle sich bei seiner Anwesenheit wie im Elysium. Die Vermutung wäre vielleicht nicht unzutreffend. Nur bleibt die Pluralform: Visiten unerklärt. Es heißt nämlich im Tagebuch: „Visiten, Karschin. Elisium. Wegeli.“ „Wegeli“ aber bedeutet keinen Besuch, sondern eine Besichtigung. Nun, es lohnt wohl nicht, sich über eine Schwierigkeit von so geringem Belang, für die überdies eine wirklich befriedigende Erklärung kaum zu finden ist, den Kopf zu zerbrechen.

Mit dem Stichwort „Wegeli“ ist eine Wollenmanufaktur gemeint, die von dem Schweizer Joh. Georg Wegely im Jahre 1725 begründet



Die Wegely-Manufaktur

worden war und damals von seinen Söhnen betrieben wurde. Die Gebäude, in denen sie sich befand, standen in der Straße „An der Fischerbrücke“ unmittelbar an der heutigen Inselbrücke. Sie wurden erst im Jahre 1912 abgebrochen. Es war ein Etablissement größten Stils. Es wurden in ihm wollene und halbwollene Zeuge angefertigt, die bis nach Italien, Spanien und Portugal versandt wurden. Zu ihm gehörte auch eine Spinnerei sowie eine „schöne Wollenfärberei“. „Und vorzüglich, heißt es bei Nicolai, können sich die Inhaber rühmen, das Geheimnis der englischen Appretur zu besitzen, welches der verstorbene Wegely mit schweren Kosten, da er jemand mit Lebensgefahr nach England schickte, von dort herausbringen lassen.“ Die Fabrik ließ auch außerhalb ihrer Gebäude in der Stadt arbeiten. Im Jahre 1777 beschäftigte sie 372 Webstühle mit ebenso vielen Arbeitern. Sie verfertigten 7650 Stücke, deren Wert 161 000 Taler betrug und wovon beinahe die Hälfte außer Landes debitiert wurde.



Dienstag, den 19. Mai

X begann Goethe damit, daß er einem Manöver beiwohnte. Es wird auf dem heutigen Königsplatz, also in der nächsten Nähe des Brandenburger Thores, abgehalten worden sein. Er war und hieß damals noch der Exercierplatz, worauf, wie Nicolai sagt, „die berlinische Garnison öfters manöverieret“. Dagegen bemerkt er von dem Tempelhofer Feld, an das man zunächst als Stätte der militärischen Übung denkt, daß dort jährlich die Musterung der in und um Berlin liegenden Regimenter gehalten wird. Es wurde also noch nicht als regelmäßiger Exercierplatz verwendet.

Nach Tisch — er aß an dem Tage zusammen mit Wedel im Gasthause — besuchte Goethe den Minister v. Zedlitz, in dessen Händen seit dem Jahre 1770 die Leitung der Kirchen- und Unterrichtsangelegenheiten des preussischen Staates lag. An ihm, der Friedrichs des Großen hervorragendster Mitarbeiter bei den Reformen des Schulwesens war, mochte er nicht vorübergehn. Zedlitz bewohnte einen ihm gehörigen, vornehmen Palast mit stattlichem Garten. Die Besitzung befand sich, was heute schwer begreiflich erscheint, in der Spandauer Vorstadt, in der Münzstraße. Sie nahm das Terrain ein, auf dem später das Viktoria-Theater errichtet wurde, das von 1859—1891 bestanden hat und das der Anlage der Kaiser-Wilhelm-Straße zum Opfer fiel. Dort, wo diese die Nordseite der Münzstraße schneidet, stand das Haus. Nicolai würdigt es einer eingehenden Schilderung. Er rühmt besonders einen großen,

von Verona gemalten Gartensaal und einen Speisesaal, den sich Zedlig selbst nach Entwürfen von Langhans hatte bauen lassen. Kopien antiker Statuen, Reliefs und Vasen schmückten den Raum. Sogar der Ofen hatte die Gestalt eines Altars des Bacchus mit Widderköpfen.

Am Abend wohnte Goethe einem Konzert bei, das nach der Mitteilung der Karschin in dem oben (S. 64) zitierten Briefe bei einem

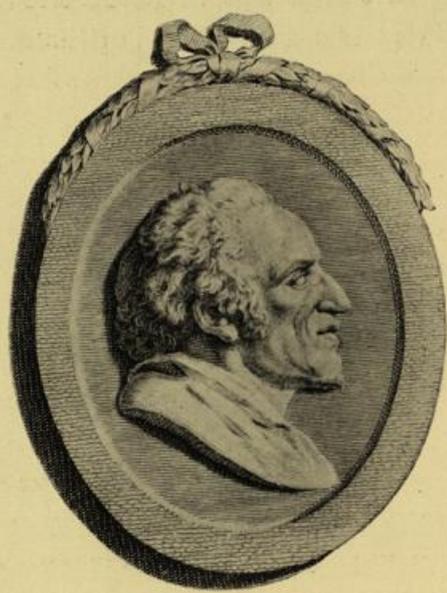


Minister v. Zedlig

Baron stattfand. Bei welchem, wissen wir nicht. Er traf dort nach dem Tagebuch einen Prinzen von Württemberg. Es war Prinz Friedrich Eugen, der 1793 regierender Herzog wurde, es aber nur sehr kurze Zeit blieb, da er zwei Jahre später starb. Damals stand er in preussischen Militärdiensten. Er, der sich schon im Siebenjährigen Krieg ausgezeichnet hatte, befehligte ein in Treptow an der Rega garnisonierendes Dragonerregiment. Gleich dem Bruder des Fürsten von Dessau war er wohl wegen der Rüstungen zum drohenden Kriege nach Berlin gekommen. Goethe gedachte seiner nach vielen Jahren in „Dichtung und Wahrheit“, wo er im siebenten Buch berichtet, daß sein Schwager Johann Georg Schloffer einst bei ihm drei Jahre lang Geheimschreiber und zugleich Erzieher seiner Kinder war.

Das ist das, was wir von dem fünften Tage von Goethes Aufenthalt in Berlin nach dem Tagebuch wissen. Er scheint aber am 19. noch einen Besuch gemacht zu haben, der in ihm nicht verzeichnet ist, und zwar bei Moses Mendelssohn. Der Philosoph wohnte in der Spandauer

2 X



Moses Mendelssohn

Straße in einem Hause, das auf ihrer östlichen Seite dicht vor der heutigen Kaiser-Wilhelm-Straße vom Rathaus aus stand. Während seines ersten Berliner Aufenthaltes von 1748—51 hatte auch Lessing in ihm seine Wohnung. Das Haus erhielt später, als die einzelnen Gebäude numeriert wurden, die Nummer 68. Heute führt es die Nummer 33. Aus dem Briefe der Karschin an Gleim erfuhren wir schon, daß Goethe bei Mendelssohn war. Nun gibt es eine Tradition, wonach der Dichter einen Tag vor seiner Abreise — das war der 19. — den Philosophen besuchte, aber von ihm nicht angenommen worden sei. Sie findet sich zuerst in einer Schrift, die der Berliner Hofrat Johann Valentin Zeichmann zum hundertsten Geburtstage Goethes zusammengestellt hatte.

Zeichmann war viele Jahre Sekretär im Bureau der Königlichen Theater, kam dadurch in Beziehungen zu Vertretern der Literatur und hat sich auch selbst bescheiden dilettierend literarisch versucht. Aus seinem Nachlaß gab Franz Dingelstedt interessante Korrespondenzen von Dichtern mit der Hoftheaterverwaltung heraus. Hebbel wechselte Briefe mit ihm und machte in seinen „Reiseindrücken“ auf unser Büchlein aufmerksam, das er klein, aber wertvoll nennt. Zeichmann gab ihm den Titel „Goethe in Berlin“. Es enthält jedoch überwiegend Gedichte hervorragender deutscher Poeten an den Dichter oder über ihn, die der Herausgeber als „einen Lorbeerkranz, gewunden von Zeitgenossen“ zusammenfaßt. Ferner Briefe an ihn oder von ihm. Dem Aufenthalt in Berlin sind knappe vier Seiten gewidmet. Hier sagt er: „Als Goethe den Tag vor seiner Abreise — dies weiß Tieck aus Mitteilungen der Mendelssohnschen Familie — Mendelssohn besuchen wollte, nahm ihn dieser, wahrscheinlich weil er ihn früher erwartet hatte, aus Empfindlichkeit nicht an.“ Die Einschränkung in der Begründung der Abweisung durch das Wort „wahrscheinlich“ ist sehr berechtigt. Denn näher liegt ein andres Motiv: das feindliche Verhältnis, das zwischen Goethe und Nicolai, dem Freunde Mendelssohns, bestand. Es war eine natürliche Folge davon, daß der Dichter den alten Widersacher keines Besuches würdigte, ihn, der damals nicht nur zu den maßgebendsten öffentlichen Persönlichkeiten der Stadt gehörte, sondern auf dem Gebiete der Literatur, als Exponent des literarischen Berlinertums, unbedingt die Führung hatte. Wie die Feindschaft entstanden war, ist bekannt. Nicolai hatte den „Werther“ parodiert, und Goethe war ihm die Antwort nicht schuldig geblieben. Zwar wurden weder die „Anekdote zu den Freunden des jungen Werthers“ noch die sehr deutlichen Gedichte „Auf Nicolais Grab“ und „Mag jener dünkelfhafte Mann Mich als gefährlich preisen“ zu Lebzeiten des Berliner Schriftstellers und Buchhändlers gedruckt. Gleichwohl wird er bei der lebhaften Korrespondenz, die damals unter den Literaten üblich war, von ihnen Kenntnis erhalten haben. Glaubte Nicolai doch schon im Jahre 1775, wie wir aus einem Briefe von ihm

an den Arzt Zimmermann wissen, daß Goethe mit der Absicht umginge, ihn, wie er lebte und lebte, in seinem „Doktor Faust“ aufzustellen. Es bestand also schon damals eine erklärte Gegnerschaft, die freilich fast zwei Dezennien später noch erheblich stärker und dieses Mal in voller Öffentlichkeit zum Ausdruck kommen sollte. Für den zaghaften Mendelssohn mochte aber die damalige schon stark genug sein, um ihn zu veranlassen, Goethe nicht zu empfangen.

An diesem Tage schrieb Goethe an Frau v. Stein.

Berlin, den 19ten.

„Wenn ich nur könnte bei meiner Rückkunft Ihnen alles erzählen. Wenn ich nur dürfte! Aber ach, die eisernen Reifen, mit denen mein Herz eingefast wird, treiben sich täglich fester an, daß endlich gar nichts mehr durchrinnen wird. — Wenn Sie das Gleichnis fortsetzen wollen, so liegt noch eine schöne Menge Allegorie drin.

So viel kann ich sagen: je größer die Welt, desto garstiger wird die Farce, und ich schwöre, keine Zote und Eiselei der Hanswurstiaden ist so ekelhaft als das Wesen der Großen, Mittlern und Kleinen durcheinander. Ich habe die Götter gebeten, daß sie mir meinen Mut und Gradsein erhalten wollen bis ans Ende und lieber mögen das Ende vorrücken als mich den letzten Teil des Ziels lausig hinkriechen lassen. Aber den Wert, den wieder dieses Abenteuer für mich, für uns alle hat, nenn ich nicht mit Namen. — Ich bete die Götter an und fühle mir doch Mut genug, ihnen ewigen Haß zu schwören, wenn sie sich gegen uns betragen wollen, wie ihr Bild, die Menschen.“





Mittwoch den 20. Mai

verließ Goethe Berlin. Früh um zehn Uhr fuhren die Reisenden über Schönhausen nach Tegel und begaben sich von dort über Charlottenburg und Zehlendorf nach Potsdam zurück, wo sie noch zwei Tage blieben. Vorher besuchte der Dichter zum zweiten Mal Chodowiecki, und zwar in Gemeinschaft mit dem Herzog Karl August.

Weshalb aber wurde der beträchtliche Umweg über Tegel gemacht,



Ansicht von Tegel

X jenen Ort, den Goethe drei Dezennien später durch die bekannte Anspielung in der Walpurgisnacht des „Faust“ weltbekannt machen sollte?

Die Antwort darauf gibt uns Nicolai mit dem, was er in der Beschreibung Berlins über Tegel bemerkt. „Tegel, sagt er, ein Vorwerk und Landhaus, ein und eine halbe Stunde von Berlin im Niederbarnimschen Kreise, dem Herrn Major von Hombold gehörig. Es hat eine sehr angenehme Lage und von einer ziemlichen Anhöhe hat man eine schöne Aussicht. Es ist nicht weit davon ein Wirthaus, wo man speisen kann. Daher oft hieher von Berlin aus Spazierfahrten geschehen.“

Mit dem Major von Hombold ist der Vater Wilhelms und Alexanders von Humboldt gemeint, der Tegel seit dem Jahre 1765 in Erbpacht besaß. Man darf vermuten, daß die angenehme Lage des Örtchens die Reisenden veranlaßte, es aufzusuchen. Die Gelegenheit, im dortigen Wirthshause zu speisen, ließen sie sich nicht entgehen und nahmen hier die Mittagsmahlzeit ein. Erst um 11 Uhr nachts waren sie in Potsdam.





Am Donnerstag, den 21. Mai

schrrieb Goethe zunächst einen kurzen Brief an Frau v. Stein, der von seiner Ungeduld Kunde gibt. Er schrieb:

Potsdam, den 21.

„Durch einen schönen Schlaf hab ich meine Seele gereinigt. Gestern abend sind wir wieder hier angekommen. Wir wollen uns noch umsehen und dann wohl morgen weiter. Mein Verlangen steht sehr vorwärts nach Hause.“ In Wahrheit geschah die Abreise erst am übernächsten Tag, nachdem man sich noch tüchtig umgesehen hatte.

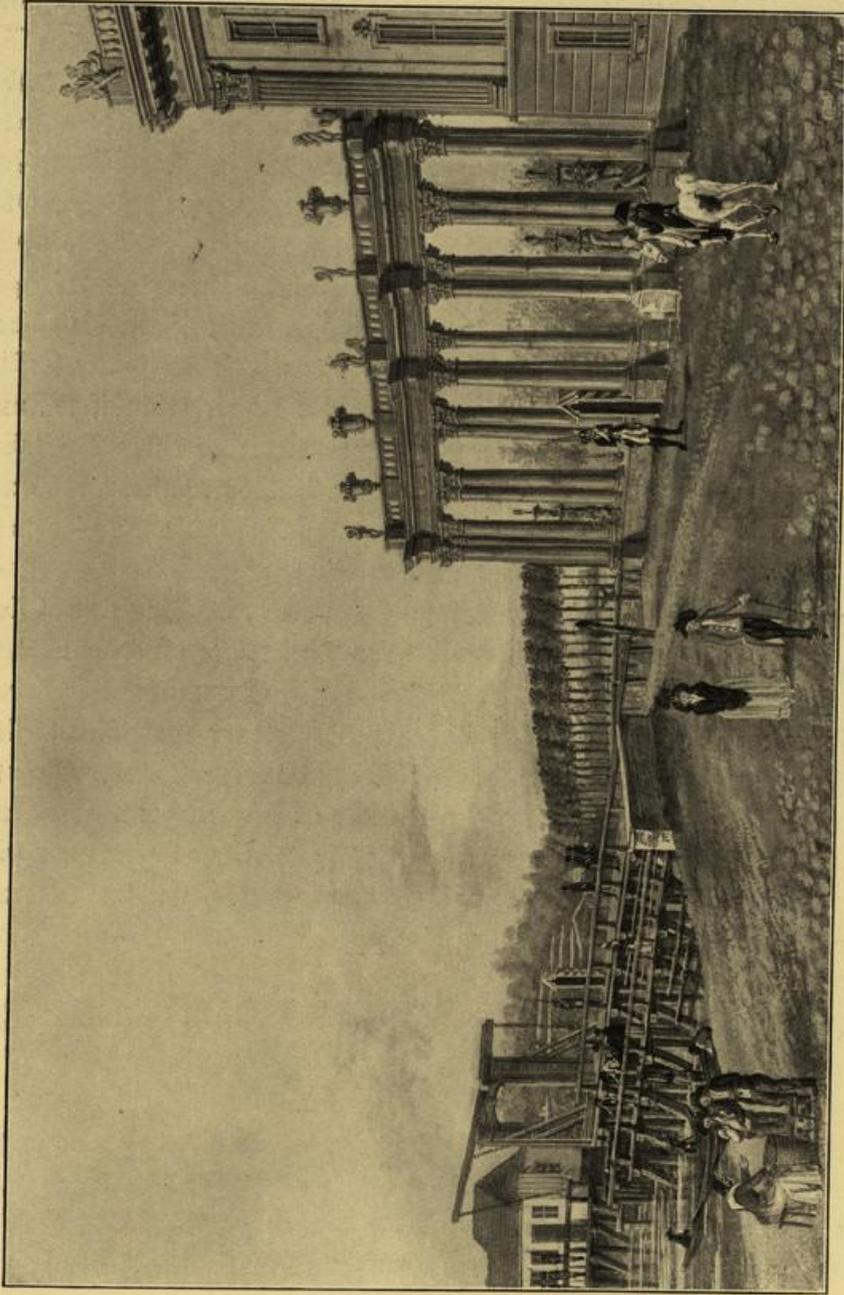
An diesem 21. sah Goethe nach dem Tagebuch Mittag einen Herrn von Langelair, von dem wir nur wissen, daß er die Vornamen Friedrich Karl führte und Kapitän im Infanterieregiment Anhalt-Bernburg-Schaumburg (Nr. 3) war, das damals in Halle in Garnison lag. Ob die Eintragung bedeutet, daß Goethe dem Offizier einen Besuch machte oder, was wahrscheinlicher ist, seine Ankunft bezeichnet, wissen wir nicht. Irgendwie wird es damit zusammenhängen, daß der Fürst von Dessau Karl August und Goethe nach Berlin nachgereist war. Er folgte den beiden auch nach Potsdam und traf hier, wie das Tagebuch bemerkt, am Nachmittag ein.

Noch einmal wurde Sanssouci besucht und dieses Mal auch die Bildergalerie. Das östlich vom Schlosse gelegene Gebäude, das sie enthielt, hatte Friedrich der Große in jenem malerischen Stil, den er liebte, errichten lassen. Während des Siebenjährigen Krieges in den Jahren 1756—60 entstand es. Die Galerie war für die damalige Zeit reich an hervorragenden Kunstwerken. War schon der Große Kurfürst durch die oranische Erbschaft in den Besitz einer großen Zahl bedeutender Gemälde



Die Bildergalerie von Sanssouci

gelangt, so hatte sein Urenkel durch den Ankauf der Polignacschen Sammlung dafür gesorgt, daß auch die antike Plastik, sehr viel Stücke römischen Ursprungs, aber auch manche griechischen hinzukamen. So befanden sich beispielsweise die römischen Büsten, die gegenwärtig auf der Terrasse des Schlosses stehn, damals in der Galerie. Auch enthielt sie manche von den Stücken, die man jetzt unter den antiken Skulpturen im sogenannten Alten Museum findet. Als Winckelmann das, was das damalige Potsdam an Antiken bot, im Frühjahr 1752 besichtigt hatte, schrieb er entzückt seinem Freunde Berendis: „Ich habe Wollüste genossen, die ich nicht wieder genießen werde. Ich habe Athen und Sparta in Potsdam gesehen und bin mit einer anbetungsvollen Verehrung gegen den göttlichen Monarchen erfüllt. Von den erstaunenden Werken, die ich dort gesehen habe, und von denen Du nichts weißt, will ich mündlich mehr berichten.“ Wenn man sich den Eindruck, den Goethe von dem Inhalt der Galerie empfing, vergegenwärtigen will, so darf man nicht an ihren heutigen Zustand denken. Denn als vor etwa hundert Jahren das staatliche Museum in Berlin begründet wurde, überwies Friedrich



Die Schlosskolonnade mit der Langen Brücke in Potsdam

Wilhelm III. einen großen Teil der Schätze, die sich in ihr befanden, dem neuen Institut. Seinem Beispiel folgten vielfach die späteren Regenten. So sind gegenwärtig die meisten der hervorragenden Stücke, die Goethe dort sah, im Berliner Kaiser-Friedrich-Museum. Und wenn auch die Zuweisungen der Kunstwerke, denen wir etwa in Matthias Österreichs Beschreibungen der Galerie von 1764 und 1770 und dann bei Nicolai begegnen, vom jetzigen Standpunkt der Wissenschaft aus zu belächeln sind, so bleibt immer noch eine stattliche Anzahl von Schöpfungen ersten Ranges übrig. Von ihnen nenne ich an italienischen Gemälden nur Correggios „Leda“ und „Io und Jupiter“ (die sich später freilich als alte Kopie herausstellte). Besonders gut war die niederländische Kunst vertreten. So befanden sich von Rubens dort: die „Heilige Caecilie“, „Auferweckung des Lazarus“, „Perseus und Andromeda“, „Diana mit Nymphen von Satyrn überfallen“. Von van Dyck: die „Verspottung Christi“, die beiden „Johannes“, „Kopf eines Apostels“. Von Rembrandt: zwei Selbstbildnisse, „Moses mit den Gesetzestafeln“ und „Simsen bedroht seinen Schwiegervater“. Von Teniers die „Versuchung des heiligen Antonius“. Es war also eine reichhaltige Sammlung, die Goethe zu sehen bekam, wenn vielleicht auch die Behauptung Matthias Österreichs in seiner Beschreibung der Schlösser und Galerien Potsdams und Charlottenburgs vom Jahre 1777, daß diese Galerie ohne Widerspruch die prächtigste in ganz Europa sei, eine lokalpatriotische Übertreibung ist.

Nach der Besichtigung der Galerie besah Goethe, wie im Tagebuch bemerkt ist, auch die gärtnerischen Anlagen.





Am Freitag, den 22. Mai

wurde in der Frühe ein Ausflug zum Besuche des östlich von Potsdam nahe von Kohlhasenbrück gelegenen Jagdschlusses Stern unternommen. Es war wohl Karl Augusts, des passionierten Jägers, Neigung, die die Reisenden dahin führte. Er mochte das Häuschen, von dem aus Friedrich Wilhelm I. gern Parforcejagden unternahm, wohl kennen lernen. Es war im Jahre 1731 als Backsteingebäude in demselben holländischen Stil errichtet worden, den die in der gleichen Zeit entstandenen Siebelhäuser in der Mittelstraße zu Potsdam zeigen. Es enthält nur wenige Räume, einen Saal, ein Wohn- und Schlafgemach und eine Küche. Den Saal schmücken Geweihe und Fayenceteller. Den Namen hat das Schlößchen davon, daß von dem Platze, auf dem es steht, vierzehn Gestelle strahlenförmig ausgehn.

Nach der Rückkehr wurde das Stadtschloß besichtigt. Goethe nennt es im Gegensatz zu dem Neuen Palais und Sanssouci das „Alte Schloß“. Es war unter dem Großen Kurfürsten an der Stelle der ehemaligen Burg von Nering erbaut worden. Die offen gebliebene Nordseite wurde unter seinem Nachfolger nach Entwürfen de Bodts durch eine im Bogen geführte Halle mit reizvollem Portal und Kuppel abgeschlossen. Auch im Innern hatte der König Änderungen vornehmen lassen und seine Neigung zu Pomp und Glanz zur Geltung gebracht, indem er in der Mitte des Hauptgeschosses den großen Marmorsaal mit Stuckdekorationen von Schlüter und allegorischen, die Taten des Großen Kurfürsten verherrlichenden Gemälden ausbauen ließ. Aber die gegenwärtige Gestalt des Baues, so wie sie auch Goethe sah, erhielt das Schloß erst unter Friedrich dem Großen in den Jahren 1745—51 durch einen nach Knobelsdorffs Entwürfen ausgeführten Um- und Ausbau. Man

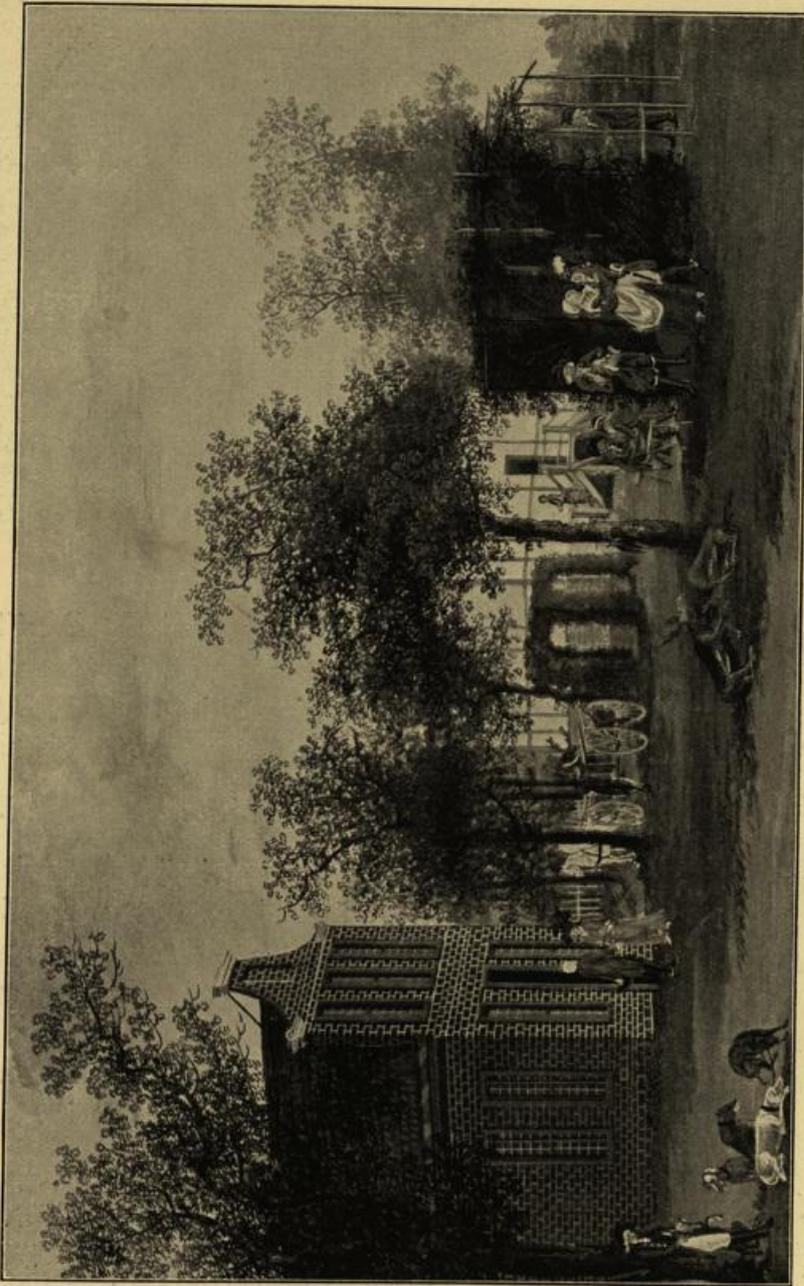


Das Fortunaportal des Stadtschlosses in Potsdam

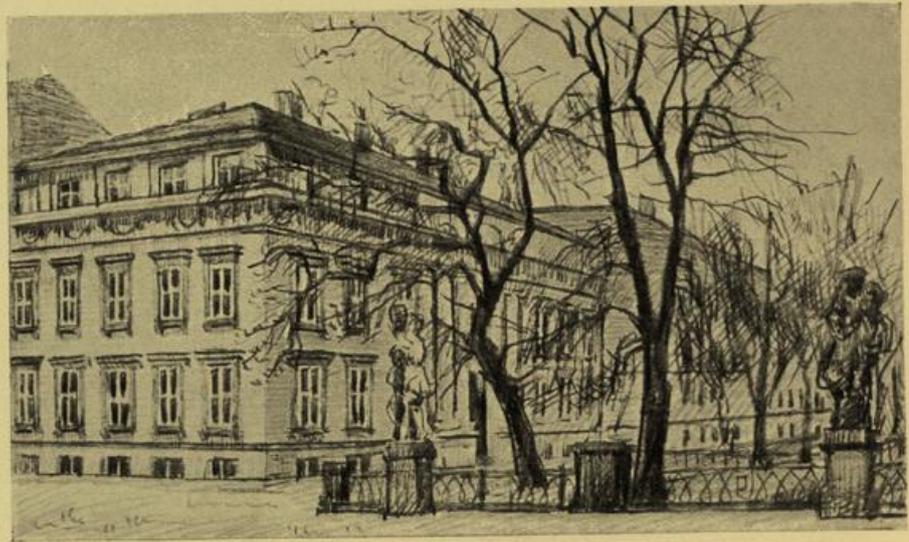
erkennt seine Art schon an den beiden Säulenhallen der Nordflügel. Wie Knobelsdorff schon beim Berliner Opernhaus Äußeres und Inneres schied, so zeigt die Fassade dieses Baues klassizistische Formen, während das Innere, wie man weiß, glänzende, heute viel bewunderte Kokokodorationen aufweist. Ob sie in demselben Maße Goethes Beifall fanden? Möglicherweise nicht, da ihm die historische Distanz fehlte.

Auch einer Parade wohnte der Dichter bei. Es war die berühmte Potsdamer Wachtparade, wie sie Chodowiecki ein Jahr vorher in der bekannten Radierung verewigt hat. Der König, der, wie wir wissen, in Schlessien weilte, fehlte freilich.

Im Tagebuch werden weiterhin zwei Besuche erwähnt. Der eine galt Madame Quintus. Gemeint ist damit die Gattin des drei Jahre vorher verstorbenen Obersten Quintus Zeilins, der ursprünglich weniger römisch, nämlich Guischarde hieß und der Sohn eines Magdeburger Beamten war. Seinen fremdländischen Namen verdankte er einem Scherze Friedrichs des Großen. Im Jahre 1759 während des Feldzuges unterhielt er sich eines Abends mit seinen Offizieren über die



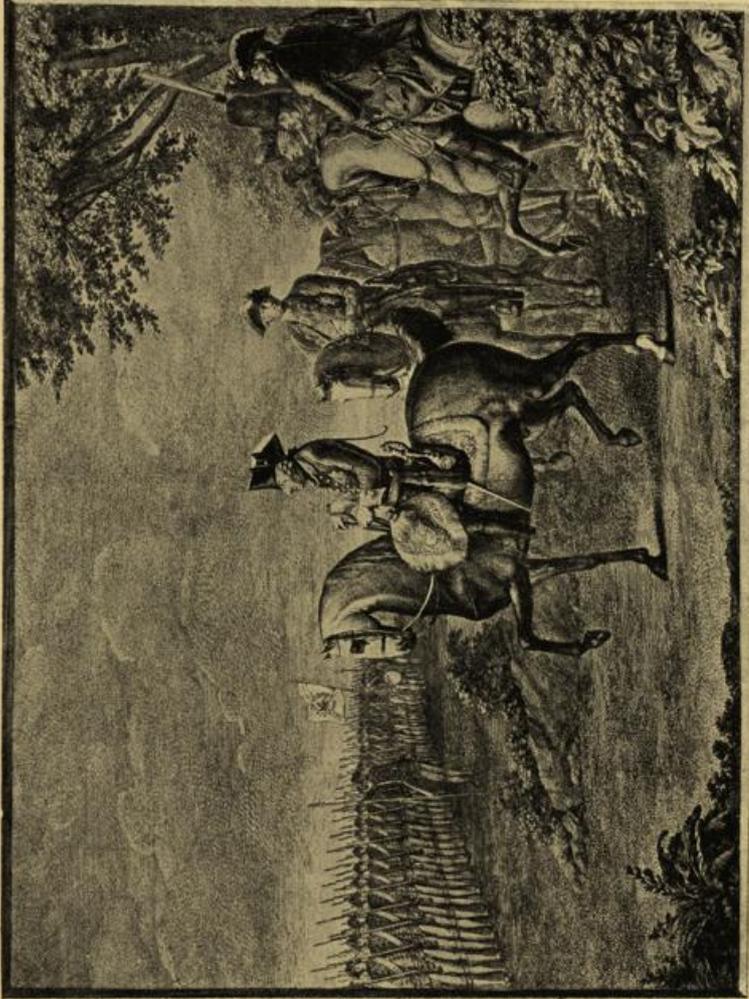
Das Jagdschloß am Stern



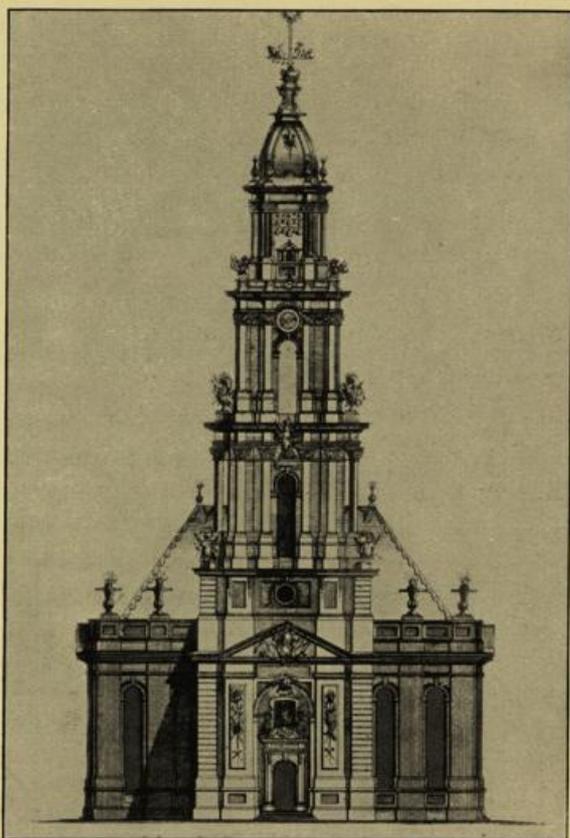
Die Gewehrfabrik in Potsdam

Schlacht bei Pharsalus, wobei er den Centurio Quintus Caecilius nannte. Der Hauptmann Karl Guischar, der das Studium der alten Sprachen eifrig betrieben hatte und in der antiken Kriegskunst beschlagen war, machte den König darauf aufmerksam, daß der Name des Centurio nicht so, sondern Quintus Icilius gelautet habe. Am nächsten Tage lieferte er den Beweis dafür. Da sagte Friedrich: „Na, dann soll er von jetzt an von Quintus Icilius heißen.“ Und wirklich wurde einige Tage später bei der Parole Guischar unter diesem Namen dem ihm anvertrauten Freibataillon vorgestellt. Quintus Icilius war bei Hofe, wo er von dem spottlustigen König freilich nicht für voll genommen wurde, der Anwalt der deutschen Bildung. Er stand Goethes Freund Knebel, der von 1764—1774 Offizier bei der Garde in Potsdam war, nahe und hatte ihn dem Könige empfohlen. Goethe besuchte die Witwe wohl mit Rücksicht auf Knebel.

Auch den zweiten Besuch, den er abstattete und der dem Kapitän Samuel von Boulet galt, tat er dem Weimarer Genossen zuliebe. Boulet hatte mit Knebel in demselben Regiment gedient. Beide be-



Die Wachparade von Potsdam



Die Garnisonkirche in Potsdam

gegneten sich in der Liebe zur schönen Literatur. Boulet scheint ein besonderer Verehrer der Goethischen Muse gewesen zu sein. Er gehörte wohl zu den jungen Offizieren der Garde, von denen der Biograph Friedrichs des Großen, Koser, berichtet, daß sie unter den Augen des alten Königs für den Dichter des „Werther“ schwärmten und ganz bezaubert die „Stella“ priesen. Für den Prinzen von Preußen, den Thronfolger, sammelte er Goethes Werke und wandte sich hierbei einmal an Knebel um Auskunft, da dem Dichter

damals manches fälschlich zugeschrieben wurde.

Der Lieblingschöpfung Friedrich Wilhelms I., der von Philipp Gerlach erbauten Garnisonkirche mit ihrem schönen, in mehreren Geschossen aufgebauten Glockenturm, galt die nächste Besichtigung. Die letzte der Gewehrfabrik. Bei ihr wird vor allem Karl August, der ein großer Liebhaber von Gewehren war, sein Genüge gefunden haben. Friedrich Wilhelm I. hatte im Jahre 1722 das Etablissement gegründet, in dem die in Spandau geschmiedeten Läufe verschäftet, mit Schloßern versehen und in fertigen Stand gesetzt wurden. Es versah das ganze

preussische Heer mit Waffen. In einer Woche konnten Gewehre für ein Bataillon hergestellt werden. Aber sparsam, wie der König war, ließ er sämtliche Häuser in Holz errichten. Erst unter seinem Sohne wurden nach Plänen Ungers neue, vier Geschos hohe, gemauerte aufgeführt. Als die weimarischen Gäste die Anlage besichtigten, waren sie noch im Bau. Nur das Direktionsgebäude mit der Inschrift „Königliche Gewehrfabrik“ und die mit Trophäen, Vasen und Figuren geschmückte Attika waren vollendet. Es ist heute noch unversehrt erhalten, während die andern Häuser später zur Kaserne für das erste Garderegiment umgebaut wurden und heute wohl eine andere Verwendung gefunden haben.

Damit war das Programm der achttägigen Reise erfüllt. In der Frühe des folgenden Tages brachen Goethe und Karl August auf, um über Wörlitz und Dessau nach Weimar zurückzukehren.





## Legendarisches und Unbestimmtes

Außerungen über den Eindruck, den Goethe in Berlin auf andre gemacht hat, werden wir noch hören. Vorher muß erwähnt werden, daß sich seines Besuches der preussischen Hauptstadt auch die Legende bemächtigt hat. In seiner oben (S. 70) erwähnten Schrift gibt Johann Valentin Reichmann einen Bericht über eine in hohem Grade seltsame Begegnung Goethes mit dem Schriftsteller Gottlob Wilhelm Burmann. Auch für ihn beruft er sich auf eine mündliche Äußerung Ludwig Tiecks, der den Vorgang in späteren Jahren vom Hörensagen vernommen haben wollte. Danach soll Burmann Goethe nach dem Erscheinen der „Stella“ geschrieben und ihm in schlichten Worten sein Herz und seine Sympathien erschlossen haben. Statt aller Antwort habe ihm Goethe ein in rosa Atlas gebundenes Exemplar des Dramas übersandt. Das kann man verstehen, wengleich über die Tatsache sonst nichts überliefert ist. Aber nun soll er ihm auch einen Besuch gemacht haben, von dem nicht nur das Tagebuch nichts weiß, sondern der auch recht sonderbar verlaufen sein mußte. Als Goethe seinen Namen genannt hatte, soll Burmann einen Freudensprung getan und sich dann auf dem Boden wie ein Kind herumgekollert haben. Dem über dieses Gebaren befremdeten Goethe soll er zugerufen haben, daß er seine Freude nicht besser ausdrücken könne. „Nun,“ erwiderte Goethe lachend, „dann will ich mich auch zu Ihnen werfen.“ Und so lagen beide auf den Dielen des Zimmers. Schon andre haben bemerkt, daß die Erzählung auf Goethe im Jahre 1778 sehr übel passen will. Sie wird um so unwahrschein-

licher, wenn man erfährt, wer Gottlob Wilhelm Burmann war. Er war ein mittelmäßiger Dichter und Bohemien schlimmster Art, der zeitweise obdachlos war. Da er Improvisationstalent besaß, verschaffte er sich seinen Unterhalt dadurch, daß er Hochzeitscarmina und sonstige Gelegenheitsgedichte anfertigte. Auch spielte er, der ein Virtuose auf dem Klavier und der Orgel war, bei Festlichkeiten auf. Bei seinen Zeitgenossen war er bekannter durch seine Schrullen und seine Lebensführung als durch seine Schriftstellerei. Als Goethe in Berlin war, hatte er schon „Briefe und Oden auf den Tod eines Kanarienvogels“ veröffentlicht. Später ließ er einen Band „Gedichte ohne den Buchstaben R“ erscheinen. Sollte sich Goethe diesem sonderbaren Kauz und armen Schlucker kollegialisch verbunden gefühlt haben? Es kommt dazu, daß dieselbe Anekdote von Burmann und Matthias Claudius erzählt wird. Dieser aber suchte ihn in der Tat in seinem Dachstübchen in Berlin auf. Sie ist für Goethe unbedingt ins Reich der Fabel zu verweisen.

Eine andre Anekdote überliefert Heinrich Laube in dem Sammelurium, das er „Reisenovellen“ nannte. Der neunte Teil dieser zuerst 1834—37 erschienenen Plaudereien hat zum ersten Kapitel: „Goethes Hauswesen“. In einer Auseinandersetzung über das Verhältnis der führenden Geister der klassischen und romantischen Epoche zum weiblichen Geschlecht erzählt er als Beispiel der freien Denkungsart Goethes folgendes: „Goethe selbst war darüber ganz sorglos. Als er zum Beispiele seinen kurzen Besuch in Berlin abstattete und von den Zirkeln und was ihn sonst fetierte und in Beschlag nahm, nicht ganz hinreichend gefesselt war, machte er, wie er in Italien getan, seine Abendpromenade. Hier gab es keine Poppaen, aber Madame Schuwiz existierte. Die Berliner, welche das ausspioniert hatten, nahmen's ihm übel, ich weiß nicht, ob die Wahl im einzelnen oder im allgemeinen. Er nahm das Spionieren übel. Es gefiel ihm nicht in Berlin, und er reiste ab.“

Wir wissen nicht, woher Laube die von ihm mitgeteilte Tatsache schöpfte. So wie er sie erzählt, enthält sie, ganz abgesehen von dem Anachronismus hinsichtlich des Aufenthaltes in Italien, von vornherein

offenbare Unrichtigkeiten. Davon, daß Goethe in Berlin fetiert wurde, kann nicht die Rede sein. Der Verlauf des Aufenthaltes, wie ich ihn nach dem Tagebuch und nach den Überlieferungen anderer dargestellt habe, widerspricht dem offensichtlich. Daß er aus Arger über die Berliner, die ihn bespionierten, abgereist wäre, ist ebenfalls erfunden. Das Ende des Aufenthaltes hing gewiß nicht von ihm ab, sondern von dem Fürsten, in dessen Begleitung er nach Berlin gekommen war. Sie hatten sich in der Stadt redlich umgetan, und der politische Zweck, der Karl August nach der Residenz geführt hatte, war in den Besprechungen mit den Fürstlichkeiten, besonders mit dem Prinzen Heinrich, vermutlich erfüllt.

Wer aber war Madame Schuwiz? Im Jahre 1788 erschien anonym und mit Angabe des fingierten Verlagsortes Amsterdam eine Schrift: „Schattenriß von Berlin.“ In ihr wird von Madame Schuwiz, wie sie hier genannt wird, berichtet, daß sie eine der ersten Kaffeeschenkerinnen von Berlin sei und daß sie von den Vornehmsten und selbst von Prinzen ohne Inkognito besucht werde. „Sie hat sich“, fährt der Verfasser fort, „über die niedrige Klasse der Kupplerinnen hinweggeschwungen, Mädchen von feinerer Art zu sich genommen und einen gewissen gesitteten Ton in ihrem Hause, das einer kleinen Feenhütte gleicht und mit kostbaren Mobilien und Trumeaux ausgeziert ist, eingeführt. Sie selbst ist auf eine anständige und unterhaltende Art gesprächig, leidet nichts, was ins Pöbelhafte fällt, hält auf Ordnung und Sauberkeit und begegnet ihren Kostgängerinnen mit Achtung und Freundschaft. . . . Alles, was gemein ist, gehört nicht in ihren Plan, sondern Leute von feiner Lebensart, vornehme Fremde und besonders Engländer. Sie hatte es so weit gebracht, daß sie ihre eigene Equipage, ihre Kutsche mit ihrem Namenszuge, Kutscher und Bedienten in geschmackvoller Livree, ihren Türsteher und ihre eigene Loge in der Komödie hielt. Allein Kabale und Neid wußten es so zu spielen, daß ihr der Pöbel beinahe das Haus gestürmt hätte, und sie entschloß sich von selbst, wenigstens vor den Augen des Publikums keine zu große Pracht sehen zu lassen. Man kann ihr nicht nachsagen, daß sie letzterem irgendein andres Arger-

nis gegeben, noch weniger die Berlinische Jugend zu verstricken gesucht hätte. Die Vögel, die sie rupft, fliegen mehrentheils wieder davon und lassen nur wenige Federn zurück. Finanzmäßig genommen ist diese Frau in einer großen Residenzstadt kein Uebel. Die reichen Engländer wissen ohnehin zuweilen nicht, wie sie sich zu Berlin die Zeit vertreiben sollen.“

Als Frau Schuwiz im Jahre 1798 starb, erschien eine beträchtliche Literatur über sie: Gedichte, Standreden, Epitaphien u. ä. Auch schon zu ihren Lebzeiten kamen eine Apologie über sie und eine Art Biographie von ihr heraus.

Aber seit wann, darauf kommt es an, übte diese Dame ihren heiklen Beruf aus? Waren die Pforten ihres Hauses schon im Jahre 1778 der galanten Welt geöffnet? Den Beginn ihrer Wirksamkeit genau festzustellen gelang mir nicht. Doch ist es in hohem Grade unwahrscheinlich, daß das schon in den siebziger Jahren geschehen war. Ihre erste literarische Erwähnung bietet der Schattenriß von 1788. Die nächste gehört dem folgenden Jahre an. In den 1782 erschienenen „Briefen über die Galanterien in Berlin, auf der Reise gesammelt von einem österreichischen Offizier“ werden zwar erschreckend viele derartige Lokale genannt, das ihrige aber nicht. Auch nicht in der zweiten 1785 herausgekommenen Auflage dieses höchst unerfreulichen Buches. Und so viel ist sicher: die Blütezeit der Madame Schuwiz fällt in die Regierungsjahre Friedrich Wilhelms II. Wenn demnach ihr Kaffeehaus im Jahre 1778 noch gar nicht existierte, so ist auch die von Laube überlieferte, wie wir sehen, sonst noch schlecht beglaubigte Anekdote ad absurdum geführt.

Es sei mir erlaubt, am Schluß dieses Abschnittes eine uns überlieferte Äußerung Goethes über seinen Aufenthalt in Berlin zur Sprache zu bringen, die nicht eigentlich als legendarisch bezeichnet werden, aber wegen ihrer Unbestimmtheit auch nicht für positiv gelten kann.

Der Berliner Historiker Friedrich Förster, Freund des Körnerschen Hauses und Verfasser des allerliebsten Gedichtes „Lauf der Welt“, das dem alten Goethe Gedanken über sein auf eine Tasse gemaltes Bildnis in den Mund legt, irrtümlich in seine Werke gelangte und lange Zeit für

seine Schöpfung gehalten wurde, Friedrich Förster berichtet in seinen fragmentarischen, von Hermann Klette im Jahre 1873 herausgegebenen Lebenserinnerungen über häufige Besuche, die er zusammen mit seiner Gattin, einer Tochter des Berliner Schuldirektors Gedike, dem Dichter in Weimar abstatten durfte. Bei einem dieser Besuche — wir wissen nicht, bei welchem, da Förster in seiner Darstellung mehrere Begegnungen zusammenfaßt, doch kann es sich nur um die Jahre zwischen 1820 und 1830 handeln — also bei einem Zusammentreffen neckte Goethe die Berlinerin, die durch den musikalischen Vortrag einiger seiner Lieder sein Wohlgefallen erregt hatte, mit ihrer Schwärmerei für ihre Vaterstadt. Dabei soll er gesagt haben: „Berlin mag sich, seitdem ich dort war, und das ist schon lange her, sehr verändert und verschönert haben. Allein zwei Dinge würde ich dort gewiß ebenso wie vordem alltäglich wiederfinden: Unter den Linden Staubwolken und am Himmel Regenwolken.“

Die Äußerung ist nicht frei von einem Widerspruch, insofern im allgemeinen alltägliche Staub- und Regenwolken nicht gerade vereinbar scheinen. Daß Berlin im Sommer, bevor die Straßen modernes Steinpflaster erhalten hatten, in hohem Maße staubig war, wird uns vielfach bezeugt. Noch der junge Eichendorff beklagte sich darüber bei einem früheren Aufenthalt in unserer Stadt. Und das war ja die natürliche Folge des sandigen Bodens.

Goethes neckenden Worten ist gewiß kein besonderer Wert beizumessen. Ich erwähne sie nur, weil sie vielleicht den Schluß gestatten, daß er auf der Reise vom Wetter nicht begünstigt war.

\* \* \*

Am 1. Juni war der Dichter wieder in Weimar. Noch an demselben Tage schrieb Wieland an Merck: „Soeben hör ich, daß der Herzog und Goethe wieder angekommen sind. Alle Lande, wo sie gewesen, sind ihres Ruhmes voll. In ganzem Ernst: zu Leipzig, zu Dessau, zu Berlin ist alle Welt von unserm Herzog ganz eingenommen. Das hat Bruder Wolf hübsch gemacht.“ Wir hören aber auch, soweit sie den Dichter be-

treffen, Urteile entgegengesetzter Art. Viele Jahre, nachdem Goethe in Berlin gewesen war, hat Karoline Herder Gleim, der dahin deputiert war, in einem Briefe, nicht hinzureisen. „Gute Menschen, schreibt sie, müssen fern davon leben. Es ist ein garstiger, herzloser Boden da, und nur Menschenmasken wandeln da herum.“ Darauf antwortete ihr Gleim (am 14. Februar 1787): „Wer um Gottes Willen, beste Schwester, hat das einzige Berlin, das ich so gut kenne, das ich allen großen Städten Deutschlands, die ich auch kenne, sehr weit vorziehe, wer, meine Teure, hat so garstig von Berlin mit Ihnen gesprochen? War's Goethe, so hat er sich gröblich versündigt. Denn er urteilte nicht unparteiisch. Den Berlinern kam er stolz vor und wurde deswegen nicht eben überall gut aufgenommen. Sie wissen, daß er mir einst auch so vorkam. Also mögen die Berliner nicht ganz unrecht haben.“ Zwischen diesem Urteile und der Reise liegen viele Jahre, was seinen objektiven Wert immerhin beeinträchtigt. Allein auch schon aus der Zeit, da nur Monate seit dem Aufenthalt des Dichters in Preußens Hauptstadt verflossen waren, liegt ein Zeugnis dafür vor, daß er auf die Berliner einen ebensowenig günstigen Eindruck gemacht habe, wie sie auf ihn. Es begegnet in dem schon einmal (oben S. 42) herangezogenen Briefe Georg Forsters an Friedrich Jacobi (vom 23. April 1779). Hier finden wir auch eine Erklärung für das gegenseitige Mißfallen. Es wird damit begründet, daß es der Dichter nicht über sich gebracht habe, sich zu verstellen, sondern seine nichts weniger als beifällige Meinung über das Gebaren der Berliner frei geäußert habe. Forster selbst dagegen mußte aus Gründen der Klugheit, um seinem Vater, für dessen Berufung er nach Berlin gereist war, förderlich zu sein, gute Miene zum bösen Spiel machen. Die Briefstelle muß zum besseren Verständnis wörtlich wiedergegeben werden. „Wie wahr ist es,“ schreibt er, „daß mir Berlin vielleicht darum am ekelhaftesten geworden, weil ich mich in gar zu viele, gar zu sehr verschiedene Leute habe schicken müssen. Und dies hatte ich mir (ich gestehe meine Sünde) sogar vorgenommen, um meines Vaters Sache kein Hindernis in den Weg zu legen dadurch, daß ich bei diesem oder jenem von mir selbst widrige Eindrücke zurückließ. Ich

glaube, man ist ziemlich mit mir zufrieden gewesen, aber ich habe mir gar zu oft Gewalt antun müssen. Das Sonderbarste ist, daß die Berliner durchaus diese Biagsamkeit des Charakters (wodurch der Mensch so leicht zum Schurken und Spisbuben wird) von einem Fremden fordern. Was Wunder also, daß Goethe dort so sehr allgemein mißfallen hat und seinerseits mit der verdorbenen Brut so unzufrieden gewesen ist?“ Daß der Dichter von den Menschen, die er in Berlin kennenlernte, unangenehm berührt wurde, ließ schon der oben (S. 72) mitgeteilte Brief an Frau v. Stein vom 19. Mai deutlich genug erkennen. Wir besitzen aber noch eine Äußerung von ihm, die es in drastischer Weise noch einmal bestätigt und aus der wir zugleich die eigentliche Ursache seines Mißvergnügens ersehen. In einem Brief an Merck (vom 3. August des Jahres), in dem er dem Freunde von seiner Winterreise in den Harz und dem Aufenthalt in Berlin und Potsdam resümierend berichtet, schreibt er: „Auch in Berlin war ich im Frühjahr. Ein ganz ander Schauspiel! Wir waren einige Tage da, und ich guckte nur drein wie das Kind in Schön-Karitätenkasten. Aber du weißt, wie ich im Anschauun lebe. Es sind mir tausend Lichter aufgegangen. Und dem alten Frix bin ich recht nah worden, da ich hab sein Wesen gesehn, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien und zerrissene Vorhänge, und hab über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde räsonniren hören. Einen großen Teil (so! statt ein großer Teil) von Prinz Heinrichs Armee, den wir passirt sind, Manoeuvres und die Gestalten der Generale, die ich hab halb duzendweis bei Tisch gegenüber gehabt, machen mich auch bei dem jehigen Kriege gegenwärtiger. Mit Menschen hab ich sonst gar Nichts zu verkehren gehabt und hab in preussischen Staaten kein laut Wort hervorgebracht, das sie nicht könnten drucken lassen. Dafür ich gelegentlich als stolz etc. ausgeschrieen bin.“

Wer waren die Lumpenhunde, die Goethe über den großen Menschen hat räsonnieren hören?

Es ist bekannt, daß in den letzten Regierungsjahren Friedrichs II. der Enthusiasmus der Bevölkerung für ihn einer nörgelnden, unfreund-

lichen Stimmung gewichen war. Verschiedene wirtschaftliche Maßnahmen, wie die Einschränkung des Handels zugunsten der Fabriken, d. h. die Besteuerung des Transithandels, das Tabaksmonopol und anderes hatten ihn unpopulär, wenn nicht verhaßt gemacht. Die immer hohen Anforderungen, die er an seine Offiziere stellte, seine scharfe Kritik bei den Reven bewirkten, daß er beim Heere gefürchtet war. Auch die Beamten zitterten vor seiner Strenge. Viele Berichte von Fremden, die sich in Berlin aufhielten, bezeugen die Unbeliebtheit des Monarchen. So erklärte der bekannte hannöversche Leibarzt Zimmermann, als er im Jahre 1771 Berlin besuchte, daß er nirgends und niemals so viel Böses gegen Friedrich den Großen gehört habe wie dort. Wir besitzen freilich auch Äußerungen, die genau das Gegenteil bekunden. So war es Georg Forster, wie er in dem wiederholt zitierten Brief an Friedrich Jacobi schreibt, ärgerlich, „daß alles bis auf die gescheitesten, einsichtsvollsten Leute den König vergöttert und so närrisch anbetet, daß selbst was schlecht, falsch, unbillig oder wunderbar an ihm ist, schlechterdings als vortrefflich und übermenschlich proniert werden muß.“ Daß Goethes Erfahrungen denen Zimmermanns und nicht Georg Forsters entsprachen, hatte seinen besonderen Grund. Er wird in dem Brief an Merck erkennbar, wenn er sagt, daß er die Generale von Prinz Heinrichs Armee bei Tisch halbdutzendweis gegenüber gehabt habe.

Schon während des Siebenjährigen Krieges waren arge Mißhelligkeiten zwischen dem König und dem Prinzen, den er für den einzigen, einer selbständigen Heerführung völlig gewachsenen Feldherrn hielt, entstanden. Heinrich war auf seinen regierenden Bruder neidisch, ja haßte ihn, weil er, wie er glaubte, seinem Ruhme im Wege wäre. Dazu war in der Zeit, als Goethe in Berlin war, noch eine politische Meinungsverschiedenheit getreten. Prinz Heinrich war gegen den Krieg, den Friedrich mit aller Energie betrieb. Er hielt einen Ausgleich mit Oesterreich auf anderem Wege, nämlich durch beiderseitige Gebietserweiterungen, für richtiger als einen Waffengang, für den ihm das Vertrauen fehlte. Wie es immer zu sein pflegt und auch im Siebenjährigen Kriege nicht

anders war, übertrug sich die Gegnerschaft der Brüder auch auf ihre Umgebung. So war Goethe, ohne sich dessen bewußt zu werden, ins Lager der Fronde im preussischen Heere, der heimlichen um den Prinzen Heinrich gescharten Opposition gegen den König geraten. Kein Wunder daher, daß er nur Böses über den abwesenden Monarchen hörte. Und kein Wunder, daß er an der Tafel des Prinzen tief verletzt wurde, verstimmt war und den Versuchen des Grafen Lehndorff, ihn zum Sprechen zu bewegen, hartnäckig trogte.

\* \* \*

Nur acht Tage währte der Aufenthalt in den beiden Residenzstädten, auf dem wir den Dichter begleiteten. Es gibt auch eine Kunst des Reisens. Und Goethe besaß neben seinen vielen Gaben auch das Talent, ein Reisender zu sein. Als sein Schüßling Friß v. Stein ihm im Jahre 1794 mittheilte, daß er England zu besuchen gedächte, billigte er diesen Entschluß, der ihm sichtlich Freude bereitete. „Du hast recht, schrieb er. Solange man jung und außer Verhältnissen ist, soll man reisen. An dem fremden Orte, wohin man kommt, soll man sehen, was möglich ist. Denn man kommt so selten wieder an den Platz, den man verläßt, als man von Hause wegkommt, wenn sich einmal der Kreis um uns geschlossen hat.“ Nach diesem Prinzip war er auch auf diesem Ausflug verfahren. Er sah in Berlin und Potsdam, was ihm möglich war, indem er sich hier so zeigte, wie er immer war: aufmerkend und lernbegierig. Sein beobachtender Blick, der nach Schillers treffendem Wort so still und rein auf den Dingen ruhte, war ihm auch hier treu. So wird auch der Besuch Berlins und Potsdams seine innere Welt bereichert haben. Das darf man sagen, auch wenn man sich davor hütet, die Bedeutung dieser Episode im Leben des Dichters zu überschätzen. „Den Wert, den dieses Abenteuer für mich, für uns alle hat, nenn ich nicht mit Namen,“ schrieb er selbst, wie wir wissen, aus Berlin an Frau v. Stein.

War aber die unmittelbare Berührung des Dichters und Berlins gegenseitig nicht eben freundlicher Natur, so sollte allmählich die mittel-

bare um so fruchtbarer werden. In der Hauptstadt Preußens wurde zu-  
erst — es geschah dies schon im Beginn der neunziger Jahre des acht-  
zehnten Jahrhunderts — Goethes poetische und menschliche Größe durch  
Karl Philipp Moritz vom Katheder herab verkündet. Sie ist die Ge-  
burtsstätte der Goethe-Würdigung. Hier bildete sich die erste Goethe-  
Gemeinde, und hier wurde im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts  
auch die tiefere wissenschaftliche Erkenntnis seiner Persönlichkeit und  
seines Wirkens begründet. Ich brauche nur die Namen Gustav v. Loeper,  
Herman Grimm und Wilhelm Scherer zu nennen.





## Goethes Tagebuch von der Reise nach Berlin und Potsdam

- 15 früh 6 ab. Potsd. um 10. Exerzierstall. Waisenhaus, Stall besehn. Nachmittag nach Sansouci. Castellan ein Flegel, Engelköpfe p. p. ab 4 Uhr in Berl. 9. Abend bey Pr. H. G.
- 16 früh Porzellan fabr. Opernhaus. Cath Kirche Mittag bey Pr. Hans Georg. Nachm. Graf, Chodowiecki. Wegelin. Abends die Nebenbuhler.
- 17 Zu Andre durch die Stadt, Spaldings Predig. Zu Frisch Zu Tafel Pr. Heinrich. Nacht. in Tiergarten. Abends zu Hause.
- 18 Arsenal Mittag zu Hause mit Wedeln. Visiten, Karschin. Elysium. Wegeli.
- 19 Manoeuvre, zu Hause mit Wedeln gessen. N. T. zu Zedtliz, Concert, Pr. v. Württemberg
- 20 zu Chodowiecki mit 2. Von Berlin um 10 über Schönhausen auf Tegeln. Mittags Essen. Über Charlottenb. nach Zehlendorf. Nachts 11 in Potsdam.
- 21 zu Mittag Cap. Langler kam der Fürst v. D. Nach Sans. Bildergalleri Garten.
- 22 Sternhaus früh. Altes Schloß Parade. Mad Quintus. Boulet. Garnison kirche. Gewehrfabr.
- 23 Früh ab über Wittenberg. Coschwiz (gemeint ist Coswig), nach Wörliz. angek. 5. Uhr.

## R e g i s t e r

André, Johann 40, 63 f.

Bause, Joh. Friedrich 27.

Berendis, Hieronymus Dietrich 76.

Berger, Daniel 32.

Berlin

Alexanderplatz 42.

Behrenstraße 28, 36.

Bibliothek 24 f.

Dönhofsplatz 42.

Gendarmenmarkt 42.

Hackescher Markt 42.

Hedwigskirche 23 f.

Joachimstraße 46.

Königsbrücke 44.

Königsplatz 68.

Königstraße 42.

Leipziger Straße 22, 42.

Opernhaus 23.

Porzellan-Manufaktur 22 f.

Schloßfreiheit 42.

Spenersche Zeitung 20.

Stadtmauer 46.

Tempelhofer Feld 68.

Theater 36 f.

Tiergarten 55 ff.

Unter den Linden 17, 42.

Vossische Zeitung 20.

Zeughaus 8, 60.

Bernhard, Herzog von Sachsen-Weimar 52, 54f.

Bodmer, Johann Jacob 25, 38.

de Bodt, Jean 79.

v. Boulet 82 ff.

Burmann, Gotthold Wilhelm 86 f.

Chodowiecki 28 ff., 56, 62, 65, 73, 80.

Claudius, Matthias 87.

Correggio, Antonio Allegri 78.

Deder, Johann Georg 33.

Dessau 6.

Deyverdun, George 31.

v. Dingelstedt, Franz 71.

Döbbelin, Theophil 38, 40.

Dünker, Heinrich 66.

van Dyck, Antonius 78.

v. Eichendorff, Joseph 90.

Elisabeth Christine, Gemahlin Friedrichs des Großen 50.

Elzheimer, Adam 36.

Engelbrecht, J. A. 38.

Engelmann, Wilhelm 31.

Fahlmer, Johanna 40.

Ferdinand, Prinz von Preußen 50.

Flink, Govert 36.

Förster, Friedrich 89

Forster, Georg 42, 91, 93.

Franz Friedrich Leopold, Fürst von Anhalt 2, 6, 20, 53, 75.

Friedrich I., König von Preußen 55.

Friedrich d. Gr. 2, 8, 10, 14, 38, 41, 46, 48, 55, 79 ff., 82, 92 f.

Friedrich Eugen von Württemberg 69.

Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst 75.

Friedrich Wilhelm I., König von Preußen 6, 8, 84 f.

Friedrich Wilhelm II., König von Preußen 84, 89.

Friedrich Wilhelm III., König von Preußen 77 f.

Frisch, Johann Christoph 44 ff.

Frisch, Johann Leonhard 46.

de Gayette, Peter 6.  
 Gedike, Friedrich 90.  
 Gerlach, Philipp 84.  
 Gleim, Joh. Wilhelm Ludwig 56, 63, 65, 70, 91.  
 Glume, J. G. 10.  
 v. Görz, J. Eustach, Graf 52.  
 v. Goethe, August 1.  
 v. Gontard, Karl 8, 16, 42, 44.  
 Gogkowsky, Joh. Ernst 22, 56.  
 Graff, Anton 25 ff.  
 Grimm, Herman 95.  
 Guercino, Francesco Barbieri 36.  
  
 Hackert, Philipp 56.  
 Hans Georg von Anhalt-Dessau 20 f., 25,  
 63, 69.  
 Hebbel, Friedrich 71.  
 Heine, Heinrich 18 f.  
 Heinrich, Prinz von Preußen 48 ff., 58, 88, 92 f.  
 Hempel, Karoline 61, 65 f.  
 Herder, Karoline 91.  
 Himburg, Christian Friedrich 32.  
 Hoffmann, E. L. A. 56.  
 Huber, Sophie Henriette, Wilhelmine 32.  
 v. Humboldt, Major 73.  
  
 Jacobi, Friedrich 42, 91, 93.  
 Jamboungarten, Peter 30.  
 Jordaens, Jacob 36.  
 Jung-Stilling, Johann Heinrich 33.  
  
 Karl August, Herzog von Sachsen-Weimar 2,  
 10, 20, 22, 28, 36, 50 ff., 59, 65, 73, 75,  
 79, 84 f., 88.  
 Karl Theodor von Pfalz-Sulzbach 2.  
 Karsch, Anna Luise 1, 30, 32, 60 ff., 66, 70.  
 Kletke, Hermann 90.  
 v. Knebel, Karl Ludwig 82 ff.  
 v. Knobelsdorff, Georg Wenceslaus 10, 14,  
 23, 58, 79 f.  
 Koch, Heinrich Gustav 36.  
 Koser, Reinhold 84.  
 Krafft, Johann Friedrich 30.  
 Kraus, Georg Melchior 33.  
 Krüger, Andreas 10.

v. Langelair, Friedrich Karl 75.  
 Langhans, Karl Georg 69.  
 Laube, Heinrich 87, 89.  
 Lavater, Johann Kasper 36, 53 f.  
 v. Lehndorff, Heinrich Graf 50 ff., 94.  
 Leipzig 1, 6.  
 Lessing, Gotthold Ephraim 25, 31, 70.  
 Le Sueur, Nicolas-Blaise 56.  
 Lili Schönemann 40, 61.  
 v. Loeper, Gustav 95.

Maximilian Joseph, Kurfürst von Bayern 2.  
 Mendelssohn, Moses 25, 63, 70 ff.  
 Merck, Johann Heinrich 2, 12, 53, 90, 92 f.  
 Moritz, Karl Philipp 95.

Napoleon Bonaparte 25.  
 Nering, Johann Arnold 8, 79.  
 Nicolai, Friedrich 4 f., 18, 22, 26, 28, 34,  
 36, 44, 46 ff., 55 ff., 60, 67 f., 71 ff., 78.

Oesterreich, Matthias 78.

#### Potsdam

Bildergalerie 14, 75 ff.  
 Garnisonkirche 6, 84.  
 Gewehrfabrik 84 f.  
 Langer Stall 6 f.  
 Marmorkolonnade 14.  
 Marstall 8.  
 Militär-Waisenhaus 8.  
 Neue Kammern 14.  
 Neues Palais 14 ff.  
 Sanssouci 10 ff.  
 Stadtschloß 79 f.

Quintus Terentius 80 ff.

Neil, Friedrich 53.  
 Reinhard, Carl Friedrich, Graf 54.  
 Rembrandt, Harmensz van Rijn 78.  
 Reni, Guido 36.  
 Rubens, Peter Paul 36.

Schadow, Johann Gottfried 46 ff.

Scherer, Wilhelm 95.

v. Schiller, Friedrich 18, 25.

Schlosser, Johann Georg 69.

Schlüter, Andreas 42, 60, 79.

Schmidt-Löben, Karl Eduard 50.

Schröder, Friedrich Ludwig 38.

Schuch, Franz, der Jüngere 36.

Schuwiz, Frau 87 ff.

Shakespeare, William 38.

Sheridan, Richard Brinsley 38.

Spalding, Johann Joachim 44.

v. Stein, Charlotte 58, 62, 72, 92, 94.

v. Stein, Friz 94.

Sulzer, Johann Georg 26 f., 38.

Teichmann, Johann Valentin 70 f., 86.

Teniers, David, der Ältere 78.

Tieck, Ludwig 71, 86.

Trippel, Alexander 16 f.

Unger, Georg Christian 8, 14, 85.

Verona, Bartholomeo 69.

Veronese, Paolo 36.

Voltaire, François — Marie Arouet 12, 38.

v. Wedel, Joachim Moriz 20, 59 f.

Wegelin, Jacob 27 f.

Wegely, Johann Georg 66 f.

    /    Wilhelm Kaspar 22.

Wieland, Christoph Martin 53, 90.

Windelmann, Johann Joachim 76.

Wörlich 6.

Wouwermann, Philips 36.

v. Zedlitz, Karl Abraham, Freiherr 68.

Zelter, Karl Friedrich 1, 33.

Zimmermann, Johann Georg 72, 93.

## Verzeichniß der Abbildungen

Porträt Goethes. Rad. von D. Chodowiecki nach einer Zeichnung von G. M. Kraus.	
Titelkupfer zum 1. Stück des 29. Bandes von Friedrich Nicolais „Allgemeiner Deutscher Bibliothek“ 1776.....	Titelbild
Plan von Potsdam. Kupferst. aus dem zweiten Bande von Fr. Nicolais Beschreibung der Residenzstädte Berlin und Potsdam 1779. C. L. Desfeld delin. G. W. Wolff sculps. Berol. ....	S. 3
Der Lange Stall in Potsdam. Nach einer Zeichnung .....	S. 4
Prospect des alten Markts zu Potsdam. Kupferst. von Schleuen c. 1765.....	S. 5
Nicolaikirche in Potsdam mit Obelisk und Rathhaus. Rad. von J. E. Krüger nach einem Gemälde von Baron 1773 .....	S. 6
Prospect des Königl. Schlosses und Marstalls zu Potsdam von der Garten Seite so wie sich selbiges in einiger Entfernung, vor der Stadt praesentiret. Kupferst. von Schleuen c. 1765 .....	S. 7
Das Militär-Waisenhaus in Potsdam. Nach einer Zeichnung .....	S. 8
Prospect des Königl. Lust Schlosses und Gartens Sanssoucy bei Potsdam. Kupferst. von Schleuen c. 1765.....	S. 9
Prospect der hintern Seite des Königl. Lust-Schlosses Sans Soucy bei Potsdam. Kupferst. von Schleuen c. 1765.....	S. 10
Die kleine Galerie im Schloß Sanssouci. Aquarell von Heinrich Hünze c. 1845...	S. 11
Das Bibliothekszimmer im Schloß Sanssouci. Aquarell von Heinrich Hünze c. 1845	S. 12
Die Marmorkolonnade im Park von Sanssouci. Aquarell eines unbekanntes Meisters von c. 1785 .....	S. 13
Prospect des Königl. Schlosses bei Potsdam wie sich selbiges	
A. nach Sanssoucy .....	S. 15
B. nach Bornstedt hin praesentiret. Kupferstiche von Schleuen c. 1770 ..	S. 16
Prospect der Colonade und der beiden Commun des Königl. Palais bei Potsdam, wie solche innerhalb des Hofes von der Haupt-Façade her, anzusehen .....	S. 17
Wie solche von außen nach dem Walde hin, sich praesentiren. Kupferst. von Schleuen c. 1770 .....	S. 18
Plan von Berlin. Kupferst. aus dem ersten Bande von Fr. Nicolais Beschreibung der Residenzstädte Berlin und Potsdam 1779 .....	S. 19
Das Haus Unter den Linden 23. Nach einer Zeichnung auf Grund einer Lithographie von 1820 unter Weglassung der Staffage und späteren Zutaten .....	S. 20

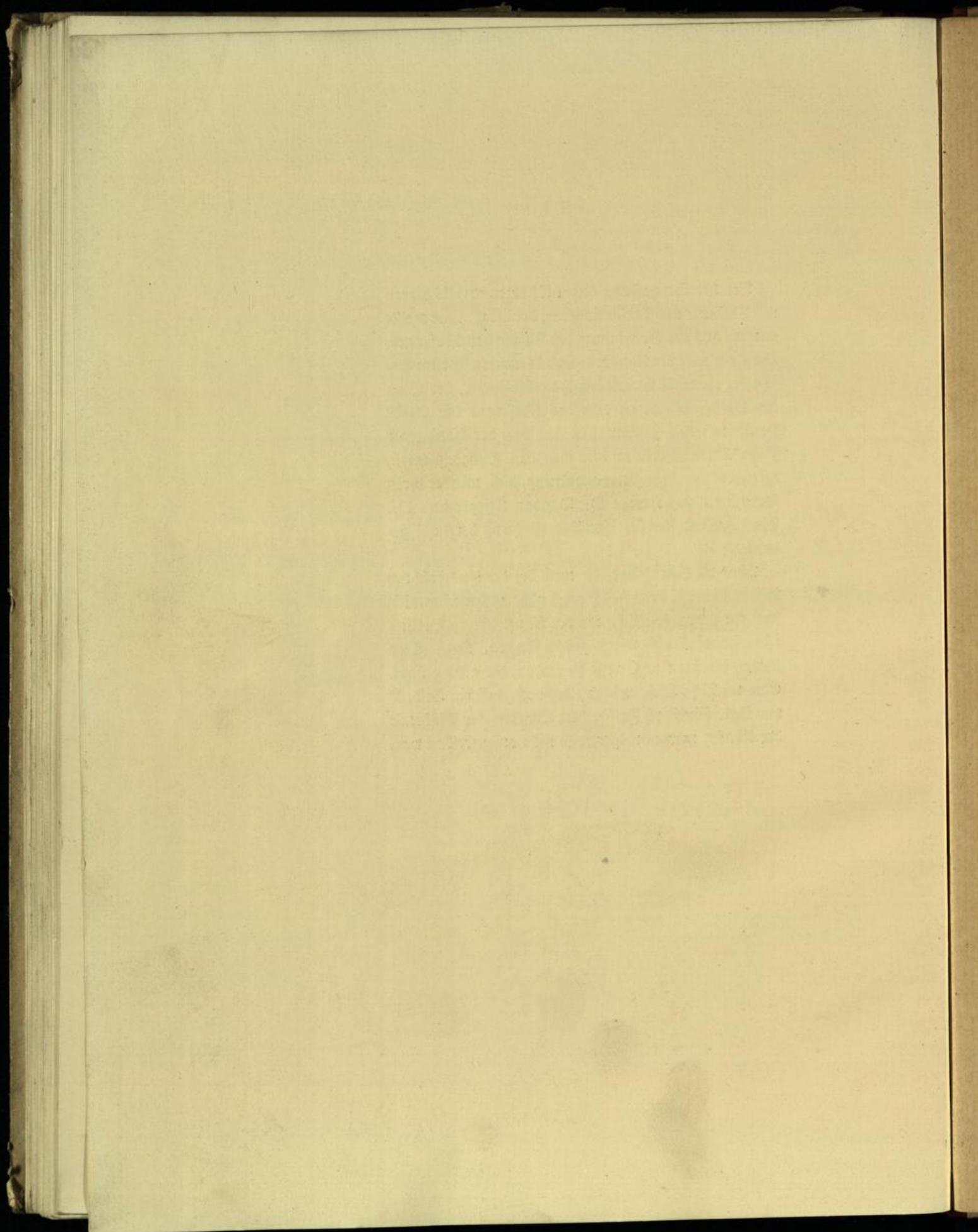
Dpernhaus und Hedwigskirche. Rad. von F. Calau nach einer Zeichnung von J. E. Krüger c. 1780.....	S. 22
Die Porzellan-Manufaktur, in der Leipziger Straße Nr. 4. Nach einer Zeichnung von Johann Boumann c. 1764.....	S. 23
Aussicht der neben dem Dpernhaus neu erbauten Brücke. J. E. Krüger del. et sc. Berolini c. 1775.....	S. 24
Eglise Catholique Ste Hédwige Vue par derriere de la rue Françoise avec le Palais de Prince Henri dans l'éloignement dessiné et gravé à Berlin par Jean Rosenberg en 1777.....	S. 25
Porträt Anton Graff's. Kupferst. von D. Berger nach einem Selbstbildnis 1782.....	S. 26
Porträt Jacob Wegelin's. Kupferst. von einem unbekanntem Meister c. 1775.....	S. 27
Porträt Daniel Chodowiecki's. Kupferst. von Geyser nach einer Zeichnung von Zingg 1780.....	S. 29
Lotte und Werther. Titeltupfer zu Goethes Schriften, verlegt von Himburg. Nach Zeichnungen von Chodowiecki gestochen von Daniel Berger 1776.....	S. 30 31
Demoiselle Huber als Elmire in Goethes „Erwin und Elmire“. Kupferst. zu Goethes Schriften verlegt von Himburg Bd. 2. Nach einer Zeichnung von Chodowiecki gestochen von Daniel Berger 1775.....	S. 33
Goethe in Straßburg. Titeltupfer zu dem Buch „Henrich Stilling's Wanderschaft“ Berlin 1778. Rad. von Chodowiecki.....	S. 34
Cabinet d'un peintre. Rad. von Chodowiecki 1771.....	S. 35
Theaterzettel.....	S. 37
Porträt Johann Andrés. Nach einer Zeichnung von J. E. Frisch gestochen von D. Berger 1780.....	S. 41
Prospect des königlichen Schlosses wie dasselbe gegen dem Paradeplatz und der Schloß-Freyheit sich praesentiret. Kupferst. von Schleuen c. 1765.....	S. 43
Porträt Joh. Joachim Spalding's. Kupferst. von J. F. Bause nach einem Gemälde Anton Graff's 1778.....	S. 44
Der Schloßplatz. Gemälde von C. L. Fehhelm 1788.....	S. 45
Die Kolonnaden in der Leipziger Straße. Kupferst. von F. Calau 1796.....	S. 46
Platz vor dem Zeughaus. Rad. von Peter Haas nach einer Zeichnung von F. Calau c. 1795.....	S. 47
Die neu erbaute Königs Brücke zu Berlin von der Seite der Königs-Vorstadt anzusehen. J. E. Krüger delin. et sculps. Berol. 1785.....	S. 48
Zeughaus mit Wache und Kronprinzenpalais. Gemälde von C. L. Fehhelm 1786...	S. 49
Die Nicolaitirche. Zeichnung nach älteren Vorlagen.....	S. 50
Porträt des Prinzen Heinrich. Kupferst. von D. Berger nach einer Zeichnung von Fr. Reclam 1774.....	S. 51
Prospect des neuen königl. Prinz Heinrich's Palais zu Berlin dem Dpernhaus gegenüber. Kupferst. von Schleuen c. 1765.....	S. 52

Das Brandenburger Thor. Rad. von D. Chodowiecki 1764 .....	S. 55
Première promenade de Berlin. La place des Tentes au Parc dessinée d'après nature et gravée a L'eau forte par D. Chodowiecki à Berlin 1772.....	S. 57
Die Schaaf Brücke vor dem Potsdammer Thor. Rad. von C. G. Matthes 1775..	S. 61
Porträt von Anna Luise Karschin. Rad. von Joh. H. Lips 1776 .....	S. 63
Prospect des Königl. Arsenal's zu Berlin. Kupferst. von Schleuen c. 1765 .....	S. 64
Die Manufaktur von J. G. Wegely an der Inselbrücke. Zeichnung nach einer Vorlage von c. 1795 .....	S. 67
Porträt des Ministers Freiherrn K. A. von Zedlitz. Nach einer Zeichnung von Wagner gest. von Daniel Berger 1782. Aus der „Berlinischen Monatschrift“ hrsq. von Biesler und Gedike .....	S. 69
Porträt Moses Mendelssohns. Kupferst. von E. Henne 1782. Aus der Berliner Zeitschrift Olla Potrida .....	S. 70
Gegend von Tegel bey Berlin. Kupferst. von Peter Haas nach einer Zeichnung von F. Calau c. 1800 .....	S. 73
Prospect der Bildergalerie im königlichen Garten Sans-Soucy bei Potsdam. Kupferst. von Schleuen c. 1770 .....	S. 76
Schloß-Colonnade nebst der Langen Brücke in Potsdam. Gouache von J. S. Nagel c. 1785 .....	S. 77
Prospect des Königl. Schlosses zu Potsdam, wie solches von der St. Nicolai Kirche her anzusehen. Kupferst. von Schleuen c. 1765 .....	S. 80
Jagdschloß Stern. Gouache. Anonym, aber zweifellos von der Hand J. S. Nagels c. 1785 .....	S. 81
Die Gewehrfabrik in Potsdam. Zeichnung .....	S. 82
König Friedrichs Wachtparade in Potsdam. Rad. von Daniel Chodowiecki 1777....	S. 83
Façade de la Tour et de l'Eglise de la Garnison à Potsdam = Vordere Faciade des Thurms und der Kirche der Garnison zu Potsdam. Kupferst. von Martin Engelbrecht in Augsburg c. 1740 .....	S. 84

\* \* \*

Bei der Beschaffung dieses Bildermaterials waren mir Institute und Persönlichkeiten behilflich. Das meiste stammt aus der Sammlung des Märkischen Museums. Die Originale der Aquarelle und Gouachen sind im Besitze der ehemals königlichen Hausbibliothek, der Stich der Garnisonkirche in dem des Museums der Stadt Potsdam. Die Zeichnungen sind von der Hand einer stillen Mitarbeiterin an dem Büchlein. Den Instituten, besonders der Krongutsverwaltung, nicht minder ihren Vertretern, den Herren Dr. Bogdan Krieger und Dr. Paul Heiland, sei für ihre Unterstützung herzlichst gedankt.

Über die Grundsätze, die mich bei der Auswahl der Bilder leiteten, brauche ich mich nicht auszulassen. Sie sind für jeden deutlich. In der Illustrierung Berlins hätte ich vielleicht weiter gehen können. Doch ist es schwer, hierbei eine Grenze zu finden, die allen zusagt. Eine wirkliche Lücke entstand dadurch, daß ein Bildnis von Joh. Christoph Frisch, dem Direktor der Akademie der Künste, merkwürdigerweise nicht aufzutreiben war.



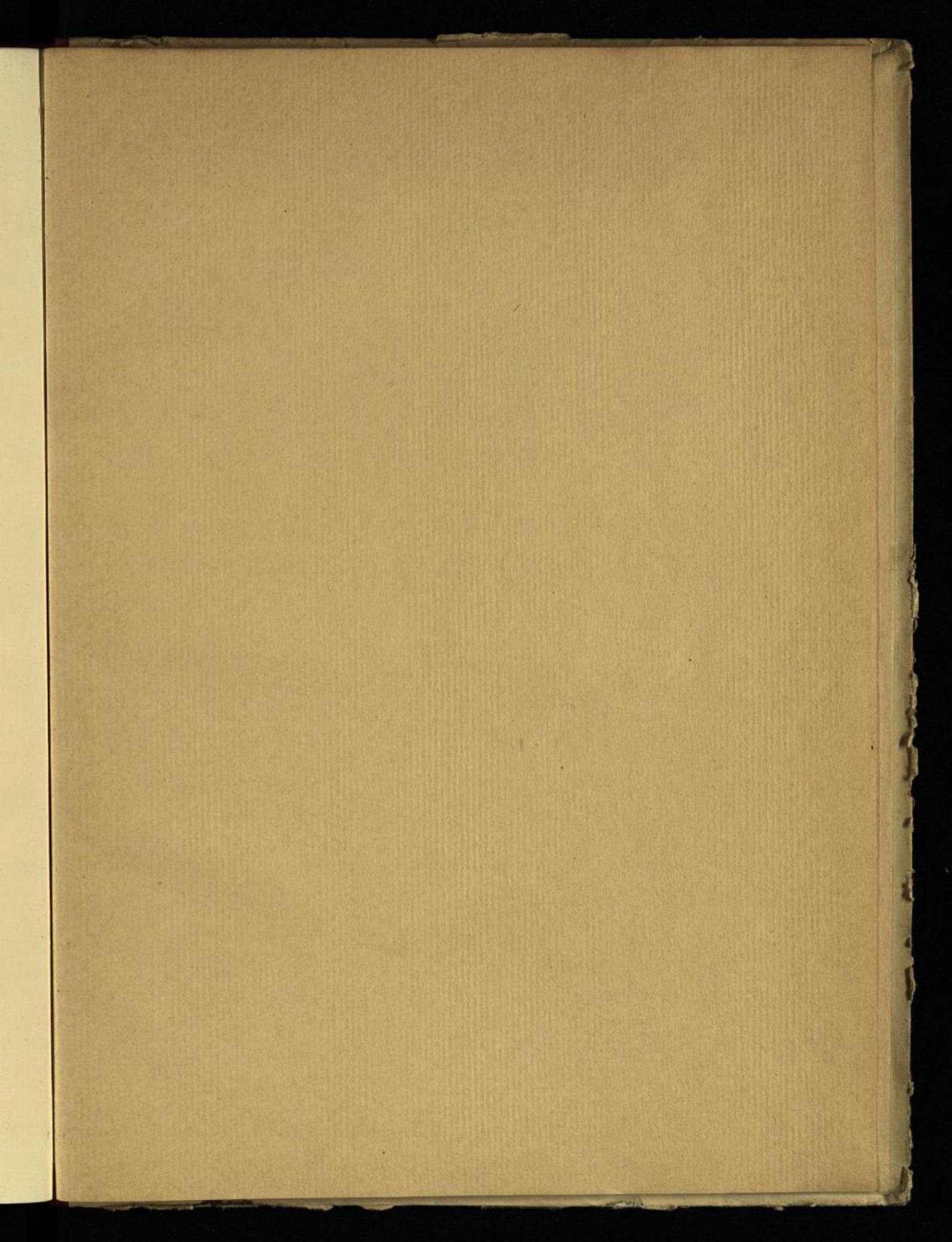
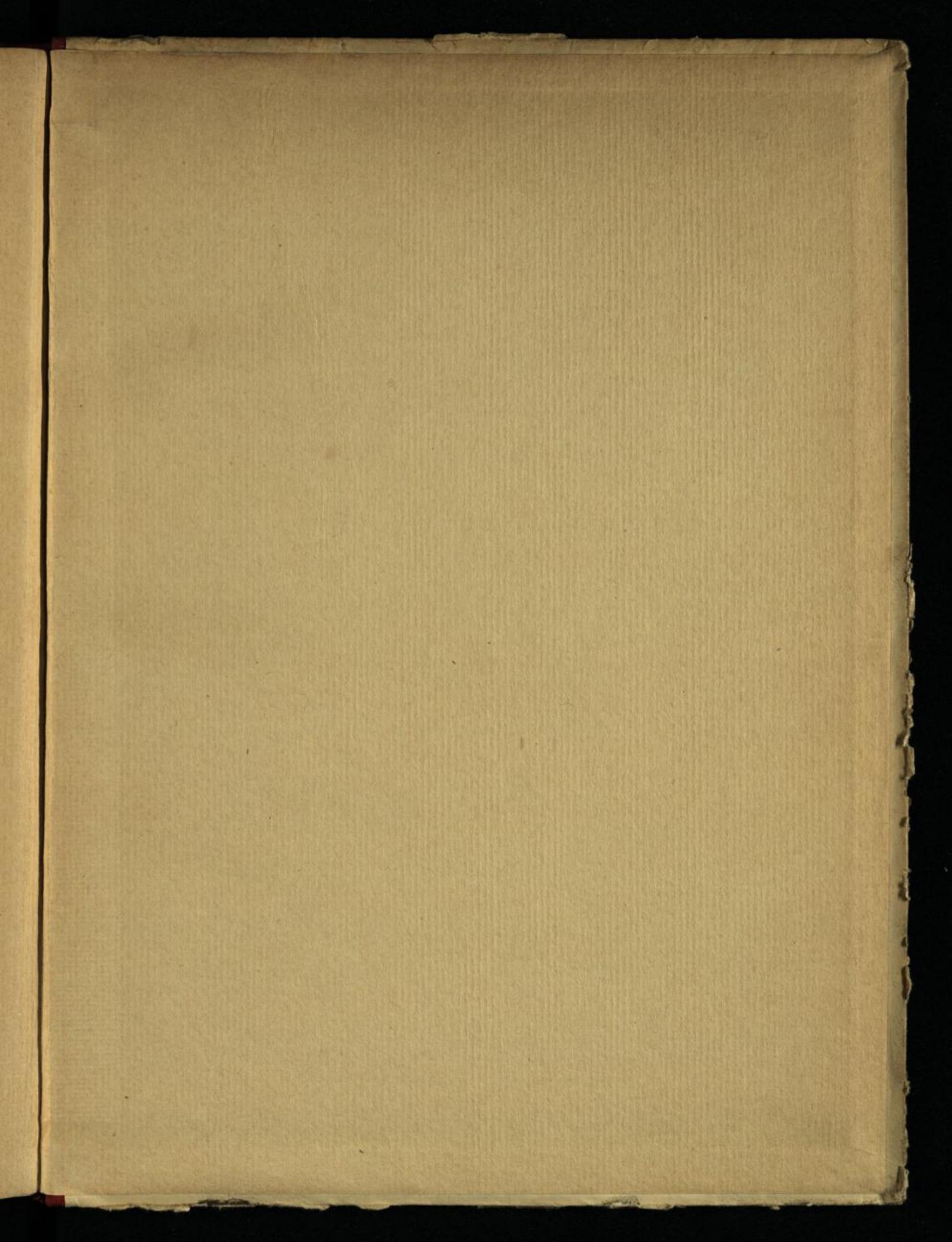


Figure 74.



Universitätsbibliothek Potsdam



Auslehnr. 92975043

